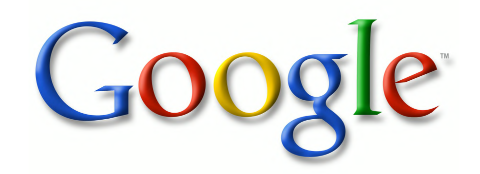


Europäische Annalen

Jahrgang 1816.

Fünftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1816.

Inhalt.

I. Der Feldzug in Norwegen 1814. Von einem norwegischen Offizier. (Beschluß.) S. 113
II. Uebersicht der Hauptbegebenheiten der Revolution im spanischen Amerika, seit ihrer Entstehung bis auf die neuesten Zeiten. Erste Periode. (Beschluß.) S. 137
III. Der Feldzug von Portugall in den Jahren 1811 und 1812, in historischer und medizinischer Hinsicht beschrieben von einem Arzte der französischen Armee von Portugall. (Fortsetzung.) S. 163
IV. Nur Brod und Stiergefechte! Lobrede des blühenden Zustandes Spaniens unter der Regierung Karl IV. auf dem Stiergefechtsplatze in Madrid, gehalten von Don Gaspar Melchior de Jovellanos. Aus dem Spanischen übersetzt. S. 193
V. Bericht über die im Jahr 1811 in China ausgebrochene Empörung. S. 216

* * *

Codex diplomaticus.

Enthält die Fortsetzung der Aktenstücke zur Geschichte der Trennung der Schweizerkantone vom Bisthum Konstanz.

I.

Der Feldzug in Norwegen 1814.

Von einem norwegischen Offizier.

(Beschluß.)

Man musste mit Grund vermuthen, daß die nun offensiv zu Werke gehen würden. Dies wäre wohl auch wirklich der Fall gewesen, wenn man nicht gerade unglücklicherweise die Nachricht vom Fall von Frederiksstad erhalten hätte. Nun sah man dagegen in Gedanken schon den Feind den Uebergang der Kjölberger Brücke forciren, Arenfeldt zurücktreiben, die Armee abschneiden, vielleicht sogar einschliessen und der Himmel weiß, welche Ideen man sich in den Kopf gesetzt hatte; denn in solchen Fällen ist die Einbildungskraft wirksam. Man retirirte daher, ungeachtet der Lust der Truppen zum Angriff, plötzlich über Gn- und Orsta-sund, um sich gegen die vermeintliche Gefahr her zu stellen. (Im Vorbeygehen wollen wir bemerken, daß fast die ganze Armee bey Grönsund übergesetzt ward, wo gar keine Anstalten zum Uebergange gemacht wåren und nichts ihn deckte, und endlich, daß man nur ein Paar Meilen weiter zur Pontonbrücke und den Brückenkopf bey Langenaes zu gehen brauchte, um diesen Uebergang mit aller möglichen Bequemlichkeit und in der größten Ruhe zu machen. Es schien, als wenn die Füße auf der Ostseite des Glommen brennten, und man nichts Eiligeres zu thun hätte, als dieser Plage los zu werden.)

Wir wollen nun untersuchen, in wie weit diese Furcht gegründet war. Angenommen, daß der Feind Arenfeldt mit Uebermacht angriff, so musste er Befehl haben, Ralsse

und Saunsund, nebst den Uebergängen zwischen dem Vister und Skindefluß zu vertheidigen, folglich sich nicht auf der linken Flanke tourniren zu lassen. Konnte er sich dann nicht an der Kjölberger-Brücke halten, so musste er sich zuerst nach Karlehuse zurückziehen, und von dort, wenn er wieder forcirt ward, vielleicht einen kleinen Theil seiner Macht nach Moß gehen lassen, und mit dem größten Theile sich nach Swindal ziehen — diesen Theil hätte man wohl vertheidigen können. Um dies Manöuvre auszuführen, musste der Feind nothwendig den größten Theil seiner Macht gebrauchen, und er konnte uns folglich auf der Ostseite des Glommen keine bedeutende Stärke entgegen stellen. Die hier versammelten 12,000 Mann rückten also vor, deblockirten Frederiksteen und konnten vielleicht sogar versuchen, Frederikstad im Rücken des Feindes wieder zu nehmen. Wäre er dann über Moß nach Christiania vorgerückt, so hatte er keine Retraite als auf seine Schiffe. Wahrscheinlich wäre ein großer Theil gezwungen worden, das Gewehr zu strecken, wenn man schnell nachgerückt wäre. Ließ es sich (wie man vermuthen muß) nicht in der Eile thun, Frederikstad zu nehmen, so konnte man auf die Ostseite des Glommen ein Observationskorps stellen, welches die Besatzung beobachtete, mit dem Reste über den Saunesund gehen, durch Thunoe marschiren und im Verein mit A[illegible]rfeldt dem Feinde in den Rücken fallen. Er wäre dann weit viel besser gefahren, als im ersten Falle. Der Feind konnte auch mit einem großen Theil seiner Macht zwischen Moß und Dröbok landen. In diesem Falle musste man vielleicht über Grönsund und Orstasund gehen, so wie über Swindal, ihn mit diesen verschiedenen koncentrischen Kolonnen angreifen und wieder auf die Schiffe treiben. Man kann hieraus ersehen, mit welchem Grunde man die Ostseite des Glommen aufopferte und sich der Mittel beraubte, Frederiksteen zu unterstützen. Da man nun einmahl den Fehler begangen hatte, den Feind vorrücken und Frederiksteen ein-

schließen zu lassen, so gab es kein ander Mittel mehr, als mit den versammelten Truppen eine Schlacht von Pikestad aus zu liefern. Daß diese verloren gehen würde, ließ sich bey der Stimmung der Truppen nicht erwarten — wenn ihr die Anführung nur einigermaßen entsprochen hätte. Die Armee würde hier mit der bestimmtesten Meinung, den Feind zu schlagen, ins Feuer gegangen seyn und mit dieser Ueberzeugung pflegt gern der Sieg zu beginnen. Man hätte ein Korps von 2000 Mann längs der Landstraße gegen Hafslund senden müssen, ein andres von gleicher Stärke gegen den Durchgang zwischen der Isse-See und Bötland operiren und mit dem 3ten von 6 bis 8000 Mann den Feind in Deignaes angreifen. Hätte der Feind seine größte Stärke gegen Saekkeland aufgestellt, so könnte wohl auch (wenn man 12,000 Mann gehabt hätte) jede der beyden ersten Kolonnen von 3000 Mann gewesen seyn. Diese hätten dazu dienen sollen, den Feind in der Fronte zu beschäftigen und ihn in seinem Posten fest zu halten; sie hätten sich daher erst zeigen, aber nicht zu heftig angreifen müssen, bis die 3te Kolonne, die eigentlich den Hauptschlag ausführen musste, den Feind zurückgedrängt hätte und ihm in den Rücken gekommen wäre. War der Feind in Deignaes so stark, daß er bedeutenden Widerstand leisten konnte, so hätte sich diese Kolonne vielleicht in 2 oder 3 kleinere theilen können; doch das Detail dieser Stellung hätte auf der Stellung und Stärke des Feindes beruht. Die Hauptsache wäre gewesen, seinen rechten Flügel zu umgehen, ihn dadurch gegen Frederiksteen zu treiben, und zu hindern, sich rechts zu ziehen. Hätte man den Feind zurückgetrieben, so musste man den Kjölbe-Weg hinunter gehen, Frederiksteen debloquiren und ein Observations-Korps gegen das Belagerungs-Korps dieser Festung aufstellen. Hierauf musste man in 2 Kolonnen vorrücken, die eine auf die Landstraße über Gualund, und die andre durch Roeke, gegen das südliche Ende des Isse-Sees, wo sie sich mit der 2ten Hauptkolonne

vereinigen konnte. Man hätte auf diese Art den Feind gezwungen, sich gegen Frederikstad zurückzuziehen, um nicht zwischen den Glommen und unsern Kolonnen eingeschlossen zu werden. Vielleicht hätte man diese Operation zu gewagt gehalten man hätte fürchten können, daß der Feind mit Uebermacht auf die 4000 Mann bey Saekkeland und dem Isse-Seiele, und uns dadurch in den Rücken käme. Aber das war nicht gefährlich; denn unser Korps war wenigstens durch Heriksteen subjectirt, der Feind dagegen völlig abgeschnitten, wenn wir zum Glommen vorrückten und uns mit Arenfeldt über Sannesand in Verbindung setzten. Der Feind hätte dann ein Korps vorn und im Rücken gehabt, also das Gewehr strecken oder sich durchschlagen müssen. Inzwischen hatten doch die beyden Kolonnen, die gegen die feindliche Seite operirten, Ordre erhalten, sich zu unterstützen, indem dem Feinde in die Flanke fielen. Hätte diese Operationen glücklichen Ausgang gehabt, und nehmen wir die Hauptmacht des Feindes geschlagen an, so mussten die Umstände zeigen, was weiter vorzunehmen sey, entweder zur Belagerung von Frederikstad zu schreiten, oder vielleicht sogar eine Diversion nach Schweden zu machen.

Da wir nun die Armee auf die andere Seite des Glommen geleitet haben, so wollen wir die Zeit zu einigen Bemerkungen über das Geschehene benutzen. Der Feldzug hätte unsrer Seits auch mit einer Diversion nach Schweden begonnen werden können. Nehmen wir unsre Macht der Südgrenze von Norwegen auf ungefähr 30,000 Mann an, so hätten 12, bis 15,000 Mann dies ausführen können. Diese hätten an Aland und Kongswinger einfallen müssen, die Edaschanze nehmen, und nach Carlstad vorrücken; man hätte ein kleines Observationskorps bey Carlstad lassen müssen, ein neu organisirtes Corps etwa bey Eda versammeln, (dies hätte durch Truppen geschehen können, die man über Drontheim herzog und durch Freiwillige) um sich den Rücken zu decken,

und mit den übrigen eine Stellung zwischen dem Wenner- und Store-See nehmen, womit man auf die Operationslinie des Feindes längs der Seeküste agiren konnte. Da der Feind in Wärmeland und auf dieser Seite sehr schwach war, so hätte sich nichts dieser Invasion entgegen stellen können. Die Truppen, welche man nicht zu dieser Diversion brauchte, mussten zuerst Skotsbiergsund besetzen bis nach Frederiksteen hinunter; so wie man auch hätte die Küste von da nach Frederikstad und Orsoe besetzen müssen. Sie mussten besonders darauf bedacht seyn, die Festungen zu unterstützen. Hätte der Feind zwischen Frederikstad und Christiania gelandet, so musste man ihm in den Rücken fallen. Dies Manöuvre hätte den Feind bewogen, seine offensiven Operationen zu verlassen, denn wir schnitten seine Operationslinie längs der Küste ab, ja bedrohten sogar den Hafen, wo seine Flotte ausgerüstet ward; was blieb ihm also übrig, als sich so schnell als möglich zurückzuwerfen? Sobald dies geschehen war, mussten unsre Truppen nachfolgen, und der Feind hätte so ein Korps vor sich und im Rücken gehabt; doch vermuthlich hätte der Feind seinen Rückzug nicht so lange aufgeschoben, bis wir ihm im Rücken gewesen wären, und selbst in diesem Falle würde vielleicht ein großer Theil sich eingeschifft und die Häfen bey Gothenburg u. s. w. zu erreichen gesucht haben. Auf alle Fälle würde doch unsre Diversion den Feind zurückgetrieben und den Kriegsschauplatz nach seinem Lande versetzt haben.

Wiewol diese Art den Feind zu empfangen ohne Zweifel die beste gewesen wäre, so muß man doch gestehen, daß sich für den Augenblick verschiedene Umstände ihrer Ausführung entgegen setzen. Man hatte auf unbegreifliche Weise die Festung Frederikstad so entblößt, wie wir oben angeführt haben. Man konnte also nichts anders erwarten, als daß sie in die Hände des Feindes gefallen wäre, wenn er so weit gekommen wäre, sie ordentlich zu belagern. Aggershuus war eben auch nicht in dem besten Zustande. Wiewohl nun der Fall einer dieser

Festungen nicht eigentlich die Wirkung unsrer Diversion vernichten konnte, so hätte doch der Feind einen festen Punkt gehabt, und ein solcher Fortschritt seiner Seits würde Mißmuth unter der Nation hervorgebracht und immer schlimme Folgen gehabt haben. Der Feind würde vermuthlich auch die eroberte Festung besser versehen und uns ihre Einnahme schwieriger gemacht haben. Einer der größten Fehler, den man im Kriege begehen kann, ist es, seine festen Plätze zu versäumen; man gibt dadurch dem Feinde Gelegenheit, festen Fuß im Lande zu fassen und verwickelt sich selbst in Belagerungen, die man nicht nöthig gehabt hätte, und die doch wirklich die schwersten Operationen im Kriege sind, wenn diese Festungen gut vertheidigt werden. Man sorge daher dafür, daß die Festungen alles besitzen, was dazu gehört, eine lange Belagerung auszuhalten, und besonders einen guten Kommandanten, der keine unzeitige Schonung kennt, von allen braven Leuten in seiner Festung geliebt, aber auch von den schlechten eben so gefürchtet wird, und der mit seinem Kopfe dafür verantwortlich ist, daß die Festung nicht zu schnell übergeben werde.

Damit der Feind sich nicht mit seiner Flotte zu sehr ausbreite, vielleicht sogar westlich lande, hätten wir auch unsere ganze Flottille nach dieser Seite hinunter ziehen müssen, die wenigstens stark genug gewesen wäre, der feindlichen Flotte beschwerlich zu fallen, und sie zu verhindern, sich zu sehr auszubreiten. Wiewohl diese Gründe gegen die angeführte Diversion nicht ganz hinlänglich scheinen mögen, so kann man doch die öffentliche Veranstaltungen nicht gerade deshalb beschuldigen, weil sie nicht erfolgt ist. Sie scheint etwas excentrisch, man glaubt zu viel zu wagen, sie könnte mißglücken, sie ist zu ungewöhnlich — man geht, also lieber den gebahnten Weg, wiewohl er länger und beschwerlich ist.

Nach dieser ziemlich langen Excursion wollen wir wieder zur Geschichte zurückkehren. Ein Korps von etwas über 2000 Mann, unter General Gahn, drang über die Mag-

ner=Brücke gegen Kongsvinger vor. Oberstlieutenant Krebs, mit etwa 2000 Mann, stellte sich in die vom vorigen Kriege her befestigte Position bey Lier, eine halbe Meile jenseits Kongsvinger. Diese Position ist in der Fronte durch eine Reihe von Anhöhen gedeckt, die an einigen Stellen ziemlich steil sind. Auf dem linken Flügel ist sie durch den kleinen und großen Vinger-See gedeckt, die eine ziemlich tiefe Elbe mit dem Glommen vor Kongsvinger verbindet. Auf der rechten Flanke ist sie durch ein Wasser, Namens Fusker=See, und einige Moräste gedeckt. Der linke Flügel kann daher nicht gut umgangen werden, aber der rechte ist dagegen nicht sicher. Zwar liegen auf der andern Seite des gedachten Fusker=Sees einige steile Berge, aber diese könnten doch ohne Schwierigkeit von Infanterie passirt werden, und man würde dadurch der Position in den Rücken kommen können. Ich will damit nicht sagen, daß man die Position bey Lier nicht im Kriege wählen sollte, oder daß es unrichtig war, daß sie in diesem Falle gewählt ward, sondern nur daß sie den Fehler fast aller festen Positionen hat, umgangen werden zu können. Ist dies Umgehen mit einiger Schwierigkeit verbunden, so pflegt man es gewöhnlich nicht zu thun; es geht außer der allgemeinen, gewöhnlichen Form, und dazu sind die Menschen selten aufgelegt. Man muß auch gestehn, daß man immer zeitig Nachricht davon haben konnte, der Feind komme von dieser Seite, um dann Gegenanstalten zu treffen.

Ehe wir weiter gehen, erlaube man uns eine Bemerkung über diese Position, die vielleicht nicht ganz uninteressant ist. Wenn man den Feind in einer Stellung angreifen will, so ist es eine gewöhnliche Regel, seinen Angriffspunkt so zu wählen, daß man, indem man ihn schlägt, zugleich Meister seiner Communikationen wird und ihn hindert, sich an einen Ort zu ziehen, von wo aus er auf unsre Operationslinie wirken und unsern weitern Fortgang verhindern könnte, d. h. ihn an einer excentrischen Retraite zu hindern. Wenn man

in der Position bey Lier zurückgetrieben wird, so muß die Retraite natürlich nach Solöer hinaufgehen, um dadurch auf die Operationslinie des Feindes wirken zu können, wenn man über den Glommen geht und Kongsvinger einschließt. Um also diese Retraite zu hindern, musste der Feind eigentlich suchen, die Position in der linken Flanke zu umfassen. Aber dies ist nicht wohl thunlich, da sie auf dieser Flanke gedeckt ist, und die Festung Kongsvinger auf einer so kurzen Distanz im Rücken hat. Um aus dieser Stellung zu treiben, indem man strategisch auf unsre Operationslinie wirkt, ist auch unmöglich, da diese nicht lang genug dazu ist. Die Position zu umgehen, indem man auf Solöer marschirt, lässt sich auch nicht thun, da man dadurch seine eigene Operationslinie entblößen würde. Man ist daher gezwungen, uns anzugreifen, und uns durch ein ordentliches Gefecht herauszutreiben. Wenn man einen glücklichen Erfolg von diesem Gefecht erwarten will, so muß man, wie wir früher bemerkten, taktisch die rechte Flanke umgehen. Aber um uns an der Ausführung der Retraite nach Solöer zu hindern, wäre es immer eine sehr gute Maßregel gewesen, darauf bedacht zu seyn, ein Korps von der Kolonne, die während des Angriffs die Fronte beschäftigt, über Jahnen zu senden, und dadurch die Retraite nach Solöer zu hindern, sobald die Kolonne, welche die rechte Flanke umgeht, uns zur Retraite gezwungen hat. Um vollkommen und ohne Gefahr dies Manöuvre auszuführen, bedurfte es freilich einer Uebermacht, aber dies ist etwas, was aus der Natur der Sache folgt. Man sieht also, daß dies ein Fall ist, der die Regel modifizirt, ohne sie aufzuheben. Am 2. August Nachmittags griff der Feind den Oberstlieutenant v. Krebs mit vieler Tapferkeit an, ward aber auch mit eben so vielem Muth empfangen, und nach einem heftigen Gefechte, welches bis gegen den Abend währte, mit großem Verlust an Todten und Verwundeten zurückgetrieben. Die Artillerie trug an diesem Tage viel zum glücklichen Ausgange bey. Man hatte

4 Dreypfünder und 6 Einpfünder Regimentsstücke. In einer Fläche, die der Feind vornehmlich angriff, stand Lieutenant v. Rostad mit 2 Einpfündern, die besonders gute Wirkung thaten. Dieser Punkt ward auch von den andern Batterien sehr gut unterstützt. Nach der Affaire bey Lier hatte General Gahn sich bey Matran, in der Nähe der Eidskewener Kirche, gesetzt. Hier ward er am 5. August von Oberstlieutenant v. Krebs in 2 Kolonnen angegriffen. Eine ging die große Landstraße gegen die feindliche Fronte, und die andre und stärkste umging seinen rechten Flügel und kam ihm in den Rücken. Zwar schlug ein Theil des Feindes sich durch, doch verlor er seine ganze Bagage, die ziemlich bedeutend war, nebst ungefähr 300 gefangenen Gemeinen, außer einer Menge Offiziere und vieler Todten und Verwundeten. Ueberall war Gahns Korps nach diesen beyden Affairen gesprengt und so gut wie aufgelöst. Als der Feind sich durchschlug, fand er nur eine dünne Jägerkette gegen sich, denn die Infanterie, welche diese unterstützen sollte, war noch nicht angekommen. Einige sagen, die Infanterie hätte nicht so schnell kommen können, andere, sie habe nicht so ganz ihre Pflicht erfüllt. Man kann nicht ganz läugnen, daß man sich bewogen fühlt, das Letztere zu glauben, denn wiewol man wohl annehmen muß, daß die Jäger und Skielöbere (Schneeschuhläufer) an der Spitze marschirten, so konnte die Infanterie doch nicht wohl so weit zurück seyn, daß sie nicht zeitig genug gekommen wäre, um die Jäger und Schneeschuhläufer zu unterstützen, die sich schon formirt hatten. Von vorn hat man dagegen mit vieler Energie angegriffen und die Artillerie sich wieder ausgezeichnet. Wie der Feind sich wehren und bedeutenden Widerstand leisten wollte, da spielte die Artillerie auf so kurze Distanz mit Kartätschen auf ihn, daß sie ihn ganz zersprengte. Sobald der Feind merkte, er sey umgangen, so stellte er einen Theil seiner Macht gegen die auf, die ihn in der Fronte angriffen, und wendete sich sogleich mit

dem übrigen, um sich durchzuschlagen; seine fahrende Artillerie galloppirte fort, erhielt dadurch einen guten Vorsprung, und eröffnete erst den Durchgang mit Kartätschen. Darauf griff die Infanterie in geschlossenen Kolonnen an, und kam so durch. Alles was unsre Jäger thun konnten, war die Kolben zu gebrauchen, was aber natürlich nicht hinreichte. Drey unsrer Jägerdivisionen, die bey Mangen standen, streiften in dieser Affaire über Manglefield, um dem Feinde in die linke Flanke zu fallen, kamen aber erst an, nachdem die Affaire vorbey war.

Es lässt sich nicht läugnen, daß die Dispositionen derselben gut waren. Zwar griff man vorn zu früh an, aber man behauptet, Oberstlieutenant v. Krebs habe Nachrichten gehabt, die besagten, der Feind wolle noch denselben Tag seine Stellung verlassen, und er musste daher die Zeit gebrauchen, um wenigstens etwas zu thun; wirklich stand auch die feindliche Bagage zur Retraite angespannt, als unsre Truppen anfingen, sich mit dem Feinde zu engagiren. Hätte man Zeit gehabt, so hätte die Sache so eingerichtet seyn müssen, daß die Jäger-Divisionen von Mangen ungefähr bey Hangenaes übergegangen wären, so daß sie im Dunkeln in der Nähe der Vrangs-Elbe angekommen wären, wo sie sich hätten verbergen müssen. Am Morgen, so bald man schießen hörte, hätten sie die Vrangs-Elbe und Mangnors-Brücke besetzen oder nöthigenfalls herübergehen und den Feind angreifen müssen. Auf diese Weise wäre Gahns ganzes Korps gefangen genommen, wenn es sich auch das Erstemal durchgeschlagen hätte. Eigentlich musste auch die Kolonne, die von vorn kam, sich zuerst zeigen, die Feldwachen zurückwerfen, aufmarschiren und so den Feind auf seine Posten halten. Die Kolonne dagegen, die ihm in den Rücken kam, musste, sobald sie auf ihrem Posten war, mit aller möglichen Kraft angreifen, worauf man auch von vorn dasselbe thun musste. Auf diese Art würde sich der Feind schwerlich durchgeschlagen

haben. Man kann inzwischen nicht läugnen, daß diese Affaire sowohl Krebs als seinem Korps Ehre machten. Er hat gezeigt, daß er ein Mann ist, der Muth und Kraft hat, sich der Fehler, die der Feind macht, zu bedienen, und das ist viel. Daß Gahn nicht durch Patrouillen unterrichtet war, daß man ihm in den Rücken fiel, lässt sich nicht loben. Wenn man ein Korps kommandirt, welches in keiner direkten Verbindung mit einem andern steht, wenn man jeden Augenblick einen Angriff erwarten muß, so ist es nothwendig, Streifparteyen und Patrouillen nach allen Seiten um sich zu haben, sonst ist man eingeschlossen, ehe man davon träumt. Dagegen war sein Entschluß, sich durchzuschlagen, als er angegriffen war, sehr gut. Daß er geschlossene Kolonnen formirte, ist gleichfalls zu loben, da diese sicher die bequemsten zum Durchdringen sind, besonders wenn man hier keine Artillerie dagegen brauchen kann. Die Schweden sollen sich überall bey mehrern Gelegenheiten dieser geschlossenen Kolonnen bedient haben, und man muß gestehn, daß sie vortheilhaft sind, wenn man auf einem Punkte mehr Infanterie versammelt, als in der Kette oder als Reserve hinter der Kette stehen kann. Man muß dann keine Kolonne stärker als 500 Mann machen, und sie hinter der Kette mit Intervallen formiren. Soll der Feind von einem Punkte zurückgetrieben werden, so werden sie sicher jedes geschlossene Bataillon von 2 bis 3 Gliedern durchbrechen, und dann müssten Tirailleurs und Kavallerie sogleich in die Intervallen stürzen. Man hüte sie nur vor Kartätschen und überall vor Kanonen. Man kann eine solche Kolonne 9 bis 16 Mann hoch aufstellen. Man hätte sich auch auf eine, wie ich glaube, bessere Weise der Invasion des Feindes bey Kongsvinger widersetzen können; aber wie es scheint, hätte sie nicht von dem Höchstkommandirenden an dieser Stelle angeordnet werden können, sondern musste zum allgemeinen Plan des Feldzugs gehören. Ausser den 4 Jäger-Divisionen bey Mangen stand das Bataillon Rein ungefähr bey Blakjaer.

Diese Truppen machten zusammen ein Korps von etwa 15 bis 16,000 Mann aus. Auf Hedemarken oder nach Elverum hinauf standen etwa 1000 Mann Dorntheimische Schneeschuhläufer und andre Truppen.

Sobald der Feind gegen Kongsvinger anrückte, musste **Krebs** sich excentrisch nach Solör hinaufziehen, indess er mit dem Feinde scharmuzirte, um ihn fest an der Fronte zu halten. Da sich nun kein Feind bey Elverum oder nach der Seite hin zeigte, so konnte **Krebs** das ganze Korps, welches da stand, an sich ziehen. Da man durch Patrouillen wissen musste, daß gar kein Feind gegen Höland zu stand, so konnten die 1500 Mann hier über Maglefjeld ungefähr nach der Eidskover-Kirche gegangen und so **Gahn** in den Rücken gekommen seyn. **Krebs** verstärktes Korps hätte sich darauf auch umgewendet, den Feind angegriffen und dadurch beständig gesucht, seine rechte Flanke zu tourniren; er würde demnach vermuthlich genöthigt worden seyn, das Gewehr zu strecken. War **Gahn** erst fertig, so musste man in Vaermland einrücken und die Eda-Schanze wegnehmen. Zur Ausführung einer recht wirksamen Diversion war wohl dies Korps zu schwach; doch war Edda schon ein wichtiger Punkt, denn man konnte von dort wirksam dem Feinde in den Rücken fallen, wenn er nachher in Höland vordringen und unsrer Haupt-Armee in den Rücken fallen wollte. Statt sich angreifen zu lassen, konnte man auch das Korps bey Kongsvinger von Hedemarken aus verstärken und in Verbindung mit den gedachten Truppen um Blakjaer und auf Mangen Edda angreifen. Man kann nicht annehmen, daß diese Truppen zurückgelassen wären, als um eine feindliche Invasion von dieser Seite zu verhindern, und diese wurde sicher noch besser verhindert, wenn man sich in aktiven Stand setzte, als wenn man sich bloß passiv verhielt. Inzwischen ist dies, wie gesagt, eine Sache, die zum allgemeinen Plan des Feldzugs gehört, und nicht von **Krebs** auf eigne Hand angeordnet werden konnte. Nach der Affaire

bey Matran hätte zwar auch Krebs auf Edda losgehen können; aber er hatte damals schon Ordre, Verstärkungen an die Haupt-Armee zu schicken; überdies wäre es auch erforderlich gewesen, daß man von Höland aus in Schweden eingedrungen wäre. Eigentlich musste man auch von Kongsvinger einiges Geschütz hereinführen, welches man hätte gegen Edda brauchen können, da die 4 Stücke Dreypfünder und 6 Stücke Einpfünder, nebst den beyden zehnpfündigen Haubitzen, die man besaß, eben nichts Großes ausgerichtet haben würden. Doch kann man nicht läugnen, daß die Wichtigkeit von Edda wohl einen Versuch gerechtfertigt haben würde, selbst so wie die Dinge standen — wenn nicht die erhaltenen Ordres dagegen gestritten hätten.

Wir wollen nun zur Haupt-Armee zurückkehren, die wir verliessen, als sie über den Glommen zurückging. Oberstlieutenant v. Stabell und Major Buterschön blieben mit einem Theil der Truppen, den man als Arriere-Garde der Armee ansehen kann, auf der Ostseite des Glommen dieser ward bey Bodal und Björstad, längs der Bodals-Elbe, postirt, um die Retraite der Armee zu decken. In dieser Position fiel ein Gefecht der Arrjergarde vor, worin wir von feindlicher Uebermacht zurückgetrieben wurden. Buterschön ging darauf mit dem Norwegischen Jägerkorps bey Grönsund über den Glommen und Stabell retirirte nach Trönborg hinauf. Dieser letztere hatte darauf bey Trönborg und Jöngentwedt unbedeutende Gefechte, worauf er sich bey Twetten in der Nähe der Kirche an Trägstad setzte. Hier und bey Jöngentwedt ward Stabell durch einen Theil der Truppen verstärkt, die nach Oerjebroe und Rodenaes hinauf detaschirt waren, um den Feind zu verhindern, von dieser Seite in den Rücken zu fallen, so daß sein Korps jetzt ungefähr 3500 Mann ausmachte. Bey Langernäs in der Nähe von Orstasund hatte man eine Pontonbrücke über den Glommen geschlagen, und diese durch einen sehr schön angelegten Brückenkopf gedeckt.

Am 9. August griff der Feind diese mit vieler Bravour an, ward aber mit großem Verlust an Todten und Verwundeten zurückgeschlagen. Wir hatten noch ungefähr 20 Kanonen, die bey dieser Gelegenheit auf den Feind spielten, und er konnte daher keinen andern Empfang erwarten, als denjenigen, der ihm wirklich zu Theil ward. Wir verloren dort den Artillerie-Lieutenant v. Hauck und 6 Mann Todte, und den Lieutenant v. Raum und ungefähr 12 Mann an Blessirten. Während dieser Affaire stand Oberstlieutenant v. Stabell mit 3 bis 4000 Mann bey Tweten, so gut wie im Rücken des Feindes. Hätte er den Feind angegriffen und im Rücken zu umgehen gesucht, so würde sich diese Affaire vermuthlich ehrenvoll für uns geendigt haben. Stabell hätte vielleicht die Ehre haben können, dem Krieg eine andre Wendung zu geben, wenn man an Langenaes den Sieg verfolgt hätte. Vielleicht hätte man im Hauptquartier andre Ideen erhalten können, und den Feind aufs Neue auf der Ostseite des Glommen angegriffen, wie wir vorher vorgeschlagen haben. Man sagt, ein Theil von Stabells Truppen seyen ermattet gewesen, aber da sie 24 Stunden auf diesem Posten gestanden hatten, so konnten sie, wenigstens bey guter Fürsorge, ausgeruhet haben. Ein Umstand, der bey solchen Gelegenheiten die Ermüdung zu verursachen pflegt, sind die schweren Tornister und Proviantsorten, bestehend in Mehl, getrockneten Fischen u. s. w. Was den ersten Punkt betrifft, so werden sie immer nöthig seyn, wenn man den Leuten nicht ihre Montirungsstücke zu rechter Zeit verschafft; denn, will man sie nicht in kurzer Zeit nackend sehen, so ist man wohl gezwungen, sie die Tornister mit ihren eigenen Kleidungsstücken anfüllen zu lassen. Wenn man immer die nöthigen Montirungsstücke erhalten könnte, und zugleich im Felde einen kleinen Vorrath bey jeder Division hätte, so brauchte jeder Mann nur ein Hemd, ein Paar Schuhe und ein Paar Strümpfe zu tragen, welches keine

schwere Last ist. Statt Mehl und Fischen gebe man den Soldaten Fleisch, Speck, Erbsen, Grütze, Branntwein und Tabak, so wird er wohl genährt und nicht so schwer belastet seyn, als nun. Sieht man jetzt einen Soldaten mit seinem vollen Gepäcke und Proviant auf 5 Tage, so gleicht er eher einem Packesel, als einem Mann, der schnelle Märsche machen soll, worin doch die vornehmsten Kriegsoperationen bestehen. Die Kavallerie- und Artillerie-Pferde hat man auch sehr mager gefüttert, nämlich mit 24 Pfund Heu in 24 Stunden. Schwerlich wird diese Fourrage zureichen, wenn man schwere Märsche ausführen soll. Vermuthlich wäre beyden Theilen gedient gewesen, wenn man den Pferden den ungemahlten Hafer gegeben hätte, den die Leute erhielten. Die Folge davon war, daß man sich im letzten Kriege der Bauern-Pferde bedienen musste, um die Tornister und den Proviant den Leuten zu transportiren. Die Armee hatte keine Troß-Pferde, sondern man brauchte Bauern-Pferde zu aller Bagage, wodurch einzelne Distrikte litten; die bestimmte Anzahl Troß-Pferde, die man nachher hielt, war auch zu klein. Man muß doch ausser der eigentlichen Bagage, Proviant auf 10 Tage mit seinen eignen Pferden mit sich führen können. Die Bauern-Pferde muß man brauchen, die Zwischenmagazine zu versehen, und zu unvorhergesehenen Transporten, von denen immer einige vorfallen werden. Wir wollen nicht einer besondern Autorität diesen Fehler zuschreiben, da Vieles sicher durch die Umstände herbeygeführt ist, aber einem großen Theile sollte man doch durch kräftige Maßregeln abhelfen können. Zwar kommen diese Fehler nicht dem eigentlichen Gange des Feldzugs bey, aber es sind doch Fehler in der Armee, die wohl bemerkt zu werden verdienen.

Der sonderbarste Zug in der Affaire bey Langenaes ist unsre Art den Feind zu verfolgen, nachdem wir gesiegt hatten. Sie bestand nämlich darin: schleunigst

den Brückenkopf zu verlassen, die Kanonen, die man nicht in Eile transportiren konnte, zu versenken und die Pontons dem Feind zu überlassen. Als Ursache dieses höchst seltnen Benehmens gab man an, daß die Brücke sich leicht hinter dem Brückenkopfe beschießen lasse, — jedoch so, daß die Beschießenden in der Flanke wieder von unsern Batterien auf kurze Distanz beschossen werden konnten.

Ueberall schien es nicht der richtige Zeitpunkt zu seyn, dergleichen Fehler in dem Augenblick zu entdecken, wo man den Feind zurückgeschlagen hatte; man hätte sich eher damit beschäftigen sollen, ihn zu verfolgen, als Entdeckungen zu machen. Inzwischen war es der größte Fehler, den man jetzt begehen konnte, da man sich dadurch die Mittel benahm, auf die andere Seite des Glommen zu kommen und den Feind zurückzutreiben. Wäre der Krieg fortgesetzt, so war es vielleicht die einzige Weise, diesen Vortheil wieder zu gewinnen, daß man in der Gegend von Blakjaer einen Uebergang mit dem größten Theil seiner Macht zu machen suchte.

Den 11. August Nachmittags griff der Feind den Oberstlieutenant v. Stabell bey Tweten in 3 Kolonnen an. Eine kam von Jöngentwegrab auf Tweten los, eine von Maalstang über Stupat, und die 3te und stärkste über Egeberg und Oerstad von Askim. Als der Feind sich näherte, ward sogleich ein Theil unsrer Truppen zurückgesandt, um die Retraite zu decken. Der Feind forcirte darauf den Posten, und Stabell zog sich mit dem größten Theil seiner Macht um Hemnaes über Tedtsund zurück. Während dieser Retraite war ein Bataillon Drontheimer und einige Jäger-Divisionen vom Obristlieutenant v. Krebs auf dem Wege, um Stabell zu verstärken, die meistens bey Blakjaer über den Glommen gingen und darauf zu Stabells Korps stießen. Man sagt, ein Theil der beyden Bataillone Aggershuuser

Scharf-

Scharfschützen habe sich bey dieser Affaire nicht gut benommen, so wie auch ein großer Theil dieser beyden Bataillone nach der Convention zum Feinde überging. Ich will mich hiebey aller Anmerkungen enthalten, und glaube blos, wenn unsre Leute sich schlecht verhielten, und ganze Divisionen zum Feinde übergingen, so ists im Allgemeinen die Schuld ihrer Offiziere. Wie ist es möglich, daß eine ganze Division so weit kommen sollte, ohne daß ihre Offiziere etwas davon wissen — und zwar so plötzlich, wie hier der Fall war. In der gedachten Affaire war uns zwar der Feind sehr überlegen, doch scheint es, als hätte man kräftigen Wiederstand leisten können, wenn man nach der Angriffsweise des Feindes urtheilt. Durch Patrouillen mußte man davon unterrichtet seyn, daß sich nichts auf dem linken Flügel zeige. Man hätte daher nur einen Theil seiner Macht gegen die feindliche Fronte aufstellen, und mit dem übrigen links marschiren müssen, und wäre dadurch dem Feinde in die linke Flanke gefallen. Wahrscheinlich wäre der Feind geschlagen worden, wenn man ihn rasch in der Flanke angegriffen hätte. Sehr viel wagte man nicht bey diesem Angriff; denn der Weg über Hemnaes konnte uns nicht wohl abgeschnitten werden. Doch muß der Höchstkommandirende nicht getadelt werden, weil er dies Manöuvre nicht ausführte; denn wäre auch der Angriff des Feindes den ersten Tag mißglückt, so hatte er doch Uebermacht genug, den zweyten Tag mit noch größerer Macht wieder zu kommen. Stahell zu unterstützen war ja unmöglich, nachdem die Brücke bey Langenaes ruinirt war, und seine kleinen Siege konnten also nichts Großes ausrichten. Fedsund scheint gar nicht der richtige Punkt für unsre Retraite gewesen zu seyn. Wollte man durchaus über den Glommen gehen, so hätte man bey Blakjaersund den Uebergang suchen müssen. Hier war er durch die Blakjaerschanze gedeckt, und überdies mußte man auch vermuthen, daß der Feind, wenn der Krieg fortgesetzt worden wäre,

Blakjaer angegriffen hätte, um sich dort den Uebergang zu sichern. Wenn unser Korps dann bey Fedtsand stand, so war es tournirt, und musste sogleich über den Rellingsund gehen, um nicht ganz abgeschnitten zu werden. Doch die Retraite nach Blakjaer war auch nicht die richtige; man musste durch Höland gehen, und wenn man weiter gedrängt ward, sich bey Haugruin oder Haneborg setzen; vielleicht auch einen kleinen Theil seiner Macht nach Fedt senden. In diesen Posten war man sicher, konnte Verstärkungen von Hengävinger über Manglesfjeld an sich ziehen, und stand sehr bequem, um den Feind am Uebergange bey Blakjaer und am Marsche nach Christiania zu hindern, indem man ihm in den Rücken fiel. Dies wäre nun wahrhaft eine excentrische Retraite gewesen. Da Staabell bestimmte Ordre gehabt haben soll, über Fedtsund zu gehen, so trifft ihn dieser Vorwurf nicht. Man kann hieraus sehen, wie wichtig es gewesen wäre, wenn man, so wie wir zuerst vorschlugen, mit den Truppen, die um Kongsvinger und Blakjaer und auf Hedemacken standen, die Eda-Schanze erobert hätte. Dies Korps hätte auf diesen Fall zu Skillingsmark postirt, oder bequem hergezogen werden können. Aber konnte der Feind dann einen Uebergang bey Fedt oder Blakjaer versuchen, ohne Gefahr im Rücken genommen und eingeschlossen zu werden? Es liess sich nicht gut thun, dies Korps anzugreifen und zu vertreiben, wenn wir auch nicht auf die Schwierigkeiten des Terrains rechnen, denn man musste zu sehr befürchten, bey Onstadsund im Rücken angegriffen zu werden, wenn man sich zu sehr entfernte. Auch stand man hier sehr gut, um den rechten Flügel des Feindes tourniren zu können, wenn man offensiv zu Werke gegangen wäre, fast die einzige Art, wie die Sache sich wieder gut machen liess. Daß der Feind bey Tweten seine Aufmerksamkeit besonders auf unsern rechten Flügel wendete, war schwerlich den Regeln der Kriegskunst gemäß. Das Schlimmste was man dem Feinde anthun konnte, wenn man

zurückgetrieben ward, war die erwähnte Retraite nach Hanes-borg und Haugruin; er konnte keinen sehnlichern Wunsch haben, als daß man bey Fedt über den Glommen gehen möchte, und um dies zu befördern, musste er unsre linke Flanke umgehen, uns zur Rechten aufrollen, und wo möglich nach dem Oye-ren zu drängen. Der Feind hätte dann eine Kolonne um die östlichen Ufer des Hersaeter- und Kalak-Sees senden und dadurch versuchen müssen, uns den Weg nach Hemnaes abzuschneiden.

Nach der Uebergabe von Frederikstad wurden die Kißlberger-Brücke, Rolffe und Svinesund, so wie oben bemerkt worden, von Arenfelds Brigade besetzt. Gleichfalls stand ein Theil der Truppen in Onsoe nach Slevig hin, wo eine feste Batterie war; einige auch bey Carlshuset und längs der Küste von Kuri und Kragstad. Die Truppen auf Thunae hatten einige Divisionen über Rolffersund detaschirt, die man als Vorposten ansehen konnte, und zugleich den Orsund besetzt. Der Feind versuchte über den letztern zu gehen, und bemächtigte sich einer Insel im Glommen an diesem Punkte, ohne aber etwas Weiteres auszurichten. Die gedachten Vorposten auf der andern Seite des Rolffensund wurde darauf mit Uebermacht zurückgeworfen. Nun befürchtete man, der Feind werde über den Rolffensund gehen, den Truppen bey Same und Orsund in den Rücken kommen, und zog sich daher an Thunae über die Ise- und Sanne-Brücke zurück. Diese Retraite kann man sicher übereilt annehmen, denn man brauchte nur Rolffen und Orsund zu verschanzen, diese zu besetzen und mit dem Reste der Truppen sich aber bey der Thunaer-Kirche zu postiren, um nach Umständen beyde Punkte zu unterstützen, so hatte man nichts sonderlich zu befürchten. Der Uebergang über den Sannesund ist nicht leicht, und man war auf alle Fälle nahe genug, um ihn zu verhindern. Die Fahrzeuge auf dem Glommen musste man an beyden Punkten versammeln und sie bewachen lassen. Den übrigen Theil des Elb-Ufers musste

man mit Feldwachen und Patrouillen beobachten. Sobald Arenfeld Nachricht von dieser Retraite erhalten hatte, sandte er die Truppen wieder vor, um ihre vorigen Stellungen einzunehmen; aber es war schon zu spät, da der Feind eine Menge Truppen übergesetzt hatte. Wenn man die Wichtigkeit von Thunaes bedachte, um dadurch eine Kommunikation mit Arenfeldt zu erhalten, wenn unser Hauptkorps endlich auf die Ostseite des Glommen vorrückte, so lässt sich diese Retraite nicht entschuldigen. Den 9. August Vormittags rückte der Feind gegen die Kjölberger-Brücke an, und dadurch entstand dort eine Kanonade, wodurch unsre Artillerie ihm ziemlichen Schaden zufügte. Da der Feind inzwischen Nachmittags mit mehreren Kanonen kam, und sich zugleich gegen Oesmer heraufzog, wo seichte Stellen sind, die nicht besetzt waren, und da man befürchtete der Feind würde dort in der Nacht übergehen, und uns in den Rücken fallen, so zog unsre Artillerie, die bey der Retraite durch Oesmer musste, sich Abends gegen Carlshuset zurück, aber die Infanterie blieb noch bey Kjölberg und in Onsö. Ungefähr um diese Zeit trieb der Feind auch unsre Vorposten von der Ise- und Sanne-Brücke zurück, und versuchte überzugehen, richtete aber nichts weiter aus. Während dieser Affaire war Arenfelds Brigade mit Truppen verstärkt, die vom Westlande übergesetzt wurden. Auch ward nach der Affaire bey Langenaes, der Oberst v. Hegermann mit einigen Truppen über die Swindals-Felsen nach der Ise-Brücke gesandt, so dass das südliche Korps nun 10 bis 12,000 Mann ausmachte. Betrachtet man die Sache nach rein militairischen Gründen, so scheint es nicht ganz richtig gewesen zu seyn, Arenfeldts Brigade so sehr zu verstärken, aber ohne Zweifel haben hier politische Gründe gewirkt. Es hatte sich nach der Retraite von Rackestad und der Affaire bey Langenaes sattsam gezeigt, dass die Armee so schlecht angeführt war, dass wir von der Fort-

setzung des Kriegs nichts Gutes erwarten konnten. Man hatte daher schon Unterhandlungen mit dem Feinde eröffnet, aber dessen ungeachtet fuhr er fort, seine Operationen so weit als möglich zu treiben, um diesen Unterhandlungen seiner Seits desto mehr Gewicht zu geben. Unsre Armee hatte sich auf der andern Seite des Glommen gesetzt, und man glaubte, nicht ganz ohne Grund, daß Onstad-, Grön-, Fedt- und Blankjaer-Sund so besetzt waren, daß sie nicht leicht zu forciren wären; nur die Kjölberger-Brücke und die Passage nach Moß hielt man möglich zu erzwingen, und verstärkte daher auch Arenfeldts Brigade. Daß davon die Rede war, daß Hegermann von den Swindalsfelsen her dem Feinde in die Flanke und den Rücken fallen solle, wenn man Carlshuset vorbey ginge, scheint das hier Gesagte noch mehr zu bestärken. Inzwischen muß man doch gestehn, daß wenn der Krieg fortgesetzt worden wäre, es zu vermuthen war, der Feind würde mit seiner Hauptmacht die Blakjaerschanze angegriffen haben, indem er zugleich mit einer Kolonne gegen Grön- und Onstad-Sund operirt hätte, außer dem Korps, welches gegen Arenfeldt stand. Hätte der Feind würklich den Blakjaersund forcirt, so mussten wir entweder jede Bedingung, die er für gut hielt, eingehen, oder es wäre im Aas oder Krogstad eine Schlacht geliefert, in der wir von des Feindes concentrisch-wirkenden Kolonnen, die von Blakjaer, Grönsund, Swindal und Moß gekommen wären, angegriffen, folglich höchstwahrscheinlich geschlagen worden wären und das Gewehr hätten strecken müssen, da wir keine Retraite mehr gehabt hätten. Dem zufolge war es, rein militairisch betrachtet, unrichtig, eine so große Macht an der Südseite aufzustellen. Die Hauptmacht musste sich ungefähr in Säraum versammeln, von dort auf der Ostseite des Glommen offensiv zu Werk gehen — doch die angeführten Gründe dienen vielleicht zur Erklärung, warum dies nicht geschah. Die Thätigkeit des Feindes gegen Arenfeldt hatte vermuthlich zur Absicht

theils dadurch seinen Unterhandlungen mehr Gewicht zu geben, theils unsre Hauptmacht auf dieser Seite hinunter zu lenken, um bey Blakjaer eine geringere Stärke gegen sich zu haben, wenn der Krieg fortgesetzt würde. Die Batterie bey Slevig ward ohne Ordre und ohne angegriffen zu seyn verlassen, ungeachtet Truppen in der Nähe standen. So war Alles ziemlich ruhig bis zur Nacht zwischen dem 13. und 14. August.

Den 13. Abends zog der Feind den größten Theil seiner Truppen, die bey der Ise- und Sanne-Brücke und bey Rohlffe standen, nach der Kjölberger-Brücke hinunter, ging dann unterhalb der Brücke über die Kjölberg-Elbe, und landete zugleich bey Slevig, hierauf rückte er in 2 Kolonnen vor, eine von Slevig über die Onsoer-Kirche, welche jedoch schwach war, die andre über Kjölberggard, und trieb unsre Truppen zurück. Man scheint sich in dieser Affaire nicht gehörig unterstützt zu haben. So würden sicher unsre Truppen bey Onsoe den Feind wieder auf seine Schiffe getrieben haben, wenn sie angegriffen hätten, und sie konnten dann dem Feinde, der bey Kjölberg angriff, in die linke Flanke gefallen seyn. Unsre Truppen zogen sich endlich gegen Carlshuset und Tomb, wo sie eine starke Position einnahmen. Unter dieser Affaire kreuzten einige feindliche Kriegsschiffe vor dem Meerbusen an Kuri und Krogstad, und machten Miene zur Landung. Es heißt, man habe die Absicht gehabt, dem Feinde von der Ise- und Sanne-Brücke her in den Rücken zu fallen, wenn er die Position bey Carlshuset forcirte, und uns gegen Moß zurückgetrieben hätte. Wenn auch die Absicht blos war, den Feind in seiner Stellung zu halten, so war diese Idee wohl nicht zu verwerfen; aber ohne Zweifel waren wir stark genug etwas mehr zu thun. Während der Affaire bey der Kjölberger-Brücke und in Onsoe hätten wir den Uebergang nach Thunoe und Glemminge forciren können. Längs dieser Uebergänge und auf den

Swindal-Felsen standen gegen 5000 Mann. Hievon hätten 2000 Mann nach Thunae übersetzen, Orsund und Sannesund, und nach den Umständen eine Kolonne über den Rolfsensund setzen müssen; 3000 Mann mussten nach Glemninge übersetzen, und dem Feinde den Rückzug nach der Kjölberger-Brücke abschneiden, wenn er sich nicht sehr schnell zurückzog. Auf diese Weise wäre mindestens der Angriff des Feindes auf die Kjölberger-Brücke vereitelt worden, vielleicht hätten wir auch noch größere Fortschritte machen können. Ganz ruhig mit seinen Truppen stehen, wenn der Feind einen Punkt in unsrer Linie mit Uebermacht angreift, ist eine Maßregel, die sich in ähnlichen Fällen nicht zur Nachahmung empfehlen lässt. Daß die Unterhandlungen eröffnet waren, ist keine Entschuldigung; denn wenn das der Fall ist, muß man gerade wirksam seyn, und seine Operationen so weit als möglich zu treiben suchen, um seinen Forderungen mehr Gewicht zu verschaffen. Man hätte gegen diesen Angriff einwenden können, daß der Feind inzwischen bey dem Krogstad-Busen, oder zwischen diesem und Moß landen konnte, um hierauf nach Carlshuset vorzurücken und uns so in den Rücken zu fallen, aber es standen ja Truppen auf dieser Seite, längs der Küste, und dann ist keine Landung leicht, überdies haben nicht so viele Truppen auf 3 bis 4 Fregatten Platz. Diese Schiffe haben sich hier vermuthlich nur gezeigt, um unsern rechten Flügel zu beschäftigen. Die Uebergänge nach Thunae und Glemnige konnten nicht schwer zu forciren seyn, denn der Feind war hier schwach und hatte keine Kanonen, sie zu verhindern. Endlich folgte die Konvention.

Zufolge derselben sollte die Festung Frederiksteen dem Feinde überliefert und alle National-Truppen beurlaubt werden. Ferner ließ man sich vorschreiben, daß das Scharfschützen-Regiment, das Nondenfjeld'sche, Söndenfjeld'sche und Opland'sche Regiment, die Jäger- und Artillerie-Korps zur Bewachung der Demarkationslinie gebraucht werden

sollten. Ein außerordentliches Storthing sollte zusammengerufen werden, um auf demselben wegen der Vereinigung Norwegens mit Schweden zu unterhandeln; dagegen verbanden die Schweden sich vorläufig, die Eidswolder Konstitution anzuerkennen, in so fern sie nicht gegen die Vereinigung beyder Reiche stritte. Unsre Demarkationslienie sollte von Sion über Suder an die Hobbel-Elbe gehen, und längs derselben nach Skjelfors. Darauf in einer geraden Linie bis zum Glommen in der Nähe der Sydbergs-Kirche, hierauf längs des westlichen Ufers dieses Flusses und des Oejesees, bey Kongsvinget vorbey. Die Demarkationslinie des Feindes war in statu quo; alles dazwischen liegende Terrain neutral. Die Festung Friedrikssteen war seit der Einschließung des Feindes belagert und bombardirt; jedoch ohne besondere Wirkung. Der Kommandant hatte sich vorgesetzt, die Festung bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, und hier konnten weder Drohungen noch Verheißungen helfen. Da man ihm endlich wiederholte Ordres brachte, die Festung in die Hände des Feindes zu überliefern, übergab er sie dem Sekond-Kommandanten, damit dieser den erhaltenen Befehl ausführen könnte. Des Kommandanten von Frederikssteen wird inzwischen von jedem braven Normann mit Ehrfurcht gedacht werden. Wiewohl diese Bedingungen etwas hart scheinen, besonders was die Uebergabe von Frederikssteen betrifft, so muß man doch wohl gestehen, daß sie unter den damaligen Umständen eine Nothwendigkeit war. Nur die Bestimmungen in Rücksicht der Truppen, welche die Demarkationslinie bewachen sollten, verdienen getadelt zu werden. Zuerst bestimmt man, daß alle National-Truppen beurlaubt werden sollten, und darauf, daß das Scharfschützen-Regiment, welches ein National-Regiment ist, zur Bewachung der Demarkationslinie gebraucht werden solle; ferner hat man nicht bedacht, daß selbst die geworbenen Regimenter auf dem Feldfuß aus Nationalen

und Geworbenen zusammengesetzt sind. Jeder weiß, welche Mißverständnisse dies bewirkt hat, und diese haben wieder zu großen Unordnungen Veranlassung gegeben. Daß man Truppen um Bergen, Drontheim und Christiansund, die nun auf lange Zeit zurückkehren konnten, bestimmte, zu Hause zu gehen, war ein noch größerer Fehler, da man das durch die Streitkräfte lähmte, wenn der Krieg nachher fortgesetzt wäre. Um Konventionen mit dem Feinde zu schließen, sollte man nur Offiziere oder andere Personen gebrauchen, die die Organisation der Armee genau kennen, und des militärischen Fachs kundig sind.

II.

Uebersicht der Hauptbegebenheiten der Revolution im spanischen Amerika seit ihrer Entstehung bis auf die neuesten Zeiten.

Erste Periode.

(Beschluß.)

Unter allen spanischen Besitzungen ist ohne Frage keine wichtiger, als das reiche und mächtige Mexico, dessen Hauptstadt als das Centrum seiner ganzen ungeheuern Ländermasse anzusehen ist, dessen Häfen Veracruz und Acapulco (und wenn man die Landenge dahin rechnet Puerto bello und Panama) durch ihre Lage an beyden Weltmeeren, die Schätze aller Welttheile vereinigen. Größtentheils war hier von 1492 bis 1803, nach Humboldt, eine Summe von 28,233 Millionen Franken aus der neuen Welt in die alte, und von dort meistens nach Indien und China geflossen, (denn von den 259,434,660 Franken, welche jährlich nach Europa gehen, bleiben nur 107 Millionen in unserm Welttheile) und doch kam Spa-

nien bald nach der Eroberung in Verfall, und Philipp II., unter dem oft in 8 Monaten 35 Millionen einströmten, deren Werth in den damaligen Zeiten doppelt so gross als in den unsern war, starb mit 140 Millionen Dukaten Schulden als kreditloser Herr von zwey Welten. Man weiß aus den neuern Nachrichten von Humboldt und einiger Nordmerikaner, wie dieses Land sich, ungeachtet des Drucks und der absichtlichen Vernachlässigung aller andern Erwerbzweige als des Bergbaues, zu einer Kultur erhoben hat, die in manchen Stücken die spanische übertrifft; sein vegetabilischer Reichthum gibt dem mineralischen nichts nach, von seiner Macht zeugen die grossen Heere, die er in den gegenwärtigen Unruhen ins Feld stellt. Der Glanz seiner Hauptstadt, deren Bevölkerung Humboldt auf 137,000 Einwohner angibt, (worunter 69,500 Farbige und 67,500 Weisse), wo Perlen, Edelsteine und edle Metalle selbst Hausgeräthe, Wagengeschirre und Kleidung schmücken, wo (nach Humboldt) ein Graf Valenciana in einem einzigen Bergwerk 3 Schachte graben ließ, die ihn über acht und einehalbe Millionen kosteten, und Ländereyen besitzt, die 28 Millionen werth sind, und Bergwerke, die jährlich anderthalb Millionen eintragen, wo die Grafen v. Regla und Fagoaga, jährlich von ihren Gold- und Silber-Bergwerken 5 bis 6 Millionen Franken beziehen, wo, nach einem Englischen Blatt kürzlich eine Ehrengarde errichtet ward, deren ärmstes Mitglied anderthalb Millionen besaß, findet sich im Februarstück des politischen Journals, Jahrgang 1812, Artikel 3 geschildert. Daß die Bewohner eines solchen und so hochkultivirten Reichs nicht geduldig den Uebermuth der Europäer ertrugen, und daß die Ursachen, welche die Unruhen im spanischen Amerika veranlassten, hier besonders mächtig wirken mussten, lässt sich leicht denken; aber weil man hier so mächtige Kräfte in Bewegung setzen konnte, so war die Revolution auch nirgends blutiger, und man berechnet, daß über 60,000 Menschen in den Gefechten des ersten Jahrs geblieben sind.

Sobald die Nachricht der Unabhängigkeit von Carraccas eintraf, brach am 15ten September 1810 zuerst zu Dolores, in der Provinz Guanajuato, die Empörung aus, welche sich mit solcher Blitzesschnelle über das ganze Land verbreitete, daß man daraus erkennt, sie sey schon länger vorbereitet, und nur der günstige Augenblick erwartet worden. An der Spitze der Insurgenten stand der Priester Morellos, und die übrigen Anführer bestanden meistens aus Geistlichen, Advokaten und einigen Offizieren. Mehrere Miliz-Regimenter gingen sogleich zu den Insurgenten über, und in Kurzem betrug ihre Macht 30 bis 40,000 Mann und darüber. Die Ankunft des Vizekönigs Venegas, seine Tapferkeit und selbst seine Grausamkeit hielten den Aufstand zurück, ohne ihn jedoch zu ersticken. Nach der Einnahme von Guanajuato und Valladolid, rückte die Armee der Insurgenten sogleich 40,000 Mann stark auf Mexico los, wo sie zahlreiche Anhänger hatte; Venegas aber, statt sich von der Hauptstadt zu entfernen und eine Schlacht zu wagen, stellte einen Theil seiner Truppen so auf, daß er die Unzufriedenen in der Stadt zügeln konnte, und bewog zugleich den Erzbischof, alle Insurgenten mit dem Blitze der Exkommunikation zu bestrafen. Er selbst bezog mit den übrigen Truppen ein verschanztes Lager, welches die Republikaner, da es ihnen an einem unternehmenden und geschickten Anführer gebrach, nicht anzugreifen wagten. Sie zogen sich zurück; Venegas folgte. — Viele ihrer Anführer wurden am 21. März 1811 zu Saltillo überfallen, und am 20. April die Auswahl ihrer Streiter zu Queratero aufs Haupt geschlagen. Fortan hielt sich nun Venegas für den Herrn des Landes, und verübte Gräuel, die an die Herrschaft der ersten Eroberer erinnern.

Von den spanischen Einwohnern der aufrührerischen Distrikte, ließ er jeden zehnten Mann niederschießen; den Indianern und ihren Anhängern ließ er die Ohren abschneiden, welches ihnen der größte Schimpf ist, und verwüstete die

ganze Gegend. Aber die Unzufriedenen ergriffen plötzlich wieder die Waffen und setzten dem Heere des Vizekönigs von allen Seiten so zu, daß er seine Zuflucht in der Hauptstadt suchen musste. Nun ward der Bürgerkrieg mit solcher Wuth geführt, daß ganze, sonst sehr fruchtbare Distrikte, jetzt in Wüsteneyen verwandelt sind, weil beyde Theile die Häuser, das Vieh und Ackergeräth derjenigen, die sie zu ihren Feinden rechneten, zerstörten. Vergebens war am Schlusse des Jahrs 1811 Venegas bemüht gewesen, die reiche Hauptstadt und ihre Provinzen in den Banden des alten Gehorsams zu halten; mit starken Schritten naheten die Patrioten ihrem Ziele, und fruchtlos floß das Blut seiner Anhänger in blutigen Gefechten. Zwar befand er sich in Mexico an der Spitze einer Armee, die stark genug war, den Insurgenten in offenem Felde zu stehn; allein diese setzten das große Loos der Entscheidung nicht auf das Glück Eines Tages; mit schlauer Vorsicht ergriffen sie das System der Guerillas, oder einzelner Scharmützel von kleinen Parteyen. Schon am Ende des Novembers 1811 waren sie auf diese Art Meister aller Hauptdefileen, und aller stark befestigten und haltbaren Festungen und der großen Silberminen geworden. Keine Waarenkonvoy konnte mehr von Mexico nach dem Hafen Veracruz gelangen, und die Insurgenten besiegten oder fingen alle einzelne Truppenabtheilungen auf, die Venegas ihnen häufig entgegen sendete. Vergebens erwartete er die Zufuhr von 1600 Stangen (800 Zentner) Silber; sie ward in Guervaro, 10 Meilen von Mexico, aufgegriffen. Auch für England war dies ein harter Schlag, und die Fregatte Hyperion musste von Veracruz absegeln, ohne die gehofften Ladungen spanischer Schätze mitzubringen.

Nie war in Mexico ein so großer Geldmangel gewesen, und es war keine Aussicht diesem abzuhelfen. Mit Ungeduld erwartete man Truppen aus Altspanien, deren man dort nicht entbehren konnte; schon waren 20,000 Mann in bluti-

gen Gefechten gesunken, und die Armee des Vizekönigs verminderte sich täglich. Briefe von Guarinacato vom 6. November enthielten, die Armee unter Callegas rücke 4000 Mann Infanterie und 900 Reiter stark gegen Zilacuaro vor, wo sich die Hauptkorps der Republikaner befanden. Dorthin eilte auch Guaricas Division, der mit unzeitiger Strenge die alte Ruhe wieder herzustellen strebte; dieser General hatte zu Lagas viele Grausamkeiten verübt, und außer dem Insurgenten-Chef Aranda, auch ein Frauenzimmer erschießen lassen, welches an der Spitze einer Partey umherzog; jedoch ohne Erfolg. Drey andre Divisionen des Vizekönigs wollten den tapfern Garcilasso gefangen nehmen, der mit 600 Pferden in der Provinz Valladolid allen Unterwerfungen Trotz bot, welche man gegen ihn versuchte; sie wurden geschlagen und zum Rückzuge gezwungen. San Miguel le Grand, eine der größten Städte jener Provinz, ward von den Republikanern stark gebrandschatzt, und dies war das Schicksal aller Städte, sobald das Heer des Vizekönigs sie verließ. Nur Neugallizien ward durch 4 starke Divisionen, welche an verschiedenen Orten das Land bewachten, in Ruhe erhalten. Doch befürchtete die Regierung auch bald einen Aufstand in diesen Provinzen, den einzigen, welche ihr noch gehorchten; denn schon war dort die Noth so hoch gestiegen, daß die reichsten Einwohner sich glücklich schätzten, wenn sie eine Hülle besaßen, um sich nothdürftig zu kleiden. In der Provinz Oaxaca und la Puebla, waren die Fortschritte der feindlichen Heere reißend gewesen und der Aufstand an der Südküste allgemein; 9 Städte in Oaxaca hatten sich unabhängig erklärt, und ein Korps von tausend Mann, welches man von Mexico gegen sie schickte, zurückgeschlagen. Selbst die Gegend zwischen Mexico und Veracruz war nicht mehr ruhig; in Puebla (eine Stadt von 6000 Einwohnern, in der Mitte beyder Oerter) war ein Aufstand ausgebrochen, der Weg nach Veracruz von den Insurgenten

abgeschnitten, welche ein Truppenkorps gefangen nahmen, und der Kourier, der Depeschen von Spanien und eine Menge kostbarer Topasen für den Erzbischof an Herrn Cochran Johnston nach der Hauptstadt bringen sollte, auffingen.

Die Truppen, welche Gefangene nach Veracruz geleiten sollten, mussten sie in Puebla verlassen, und ihr Heil in der Flucht suchen, während der Insurgenten-General Morales (oder Moralles) mit einer zahlreichen Armee heranrückte, und schon bis Mixtrea, in der Provinz Oaxaca vorgedrungen war. Vergebens suchte der Vizekönig mit der Härte eines Pizarro dem Laufe der Revolution Einhalt zu thun, er hatte keine wehrlosen Indianer vor sich; vergebens lies er haufenweise die Insurgenten niederschiessen; blutig rächten ihre Brüder die Manen der Helden, welche für Freiheit und Vaterland fielen. Während die Armee unter Callejas heranrückte, und die Division Condé zu ihr stoßen sollte, hatte sich der allgemeine Aufruhr selbst in die mittelsten Provinzen verbreitet, und die Royalisten flohen nach Mexico.

Unterdessen würden die Korps der Insurgenten von den vereinigten nordamerikanischen Staaten mit Waffen, Pulver und Kugeln unterstützt, und sogar viele ihrer Bürger fochten selbst als Anführer der Patrioten, unter ihren Fahnen, während die Truppen der Regierung an allem Mangel litten. Besonders bedrängte sie der republikanische General Ryar, der ein Korps unter le Tornero zersprengte und so vernichtete, daß kaum ein Bote dieser Niederlage zu Venegas gelangte, und eine andre Division von 6000 Mann, unter dem Obersten Emporan überwand, aller Artillerie, Bagage und Munition beraubte und bis nach Foluka (7 Meilen von Mexico) verfolgte; General Morellos selbst schnitt bey Yxtra ein beträchtliches Truppenkorps unter dem Obristlieutenant Fuentes ab, und eroberte Valladolid, wo der Gou-

vernent Troxillo, nach vergeblichem Widerstande, wegen seiner unerhörten Grausamkeiten der gerechten Rache der Republikaner aufgeopfert ward. Kurz, die Lage des Vizekönigs und seiner Partey war so mißlich, daß man schon in Philadelphia die Nachricht haben wollte, die Republikaner hätten nach der Eroberung der Provinzen Montrey und Becollen, mit allen ihren Bergwerken, unter General Ryan schon die Hauptstadt eingenommen. Inzwischen ward die Republikanisirung derselben erst später und ruhiger bewerkstelligt, wenn gleich Ryan (ein Spanischer Edelmann) der von 2 bis 3 vornehmen Nordamerikanern unterstützt ward, und nebst Morellos an der Spitze der Revolution stand, beynahe alle Provinzen veranlasste, sich für unabhängig zu erklären und sich zu einer Hauptschlacht bereitete. Sein Waffengefährte, der Priester Morellos, verhinderte indessen fortdauernd die Zufuhr des baaren Geldes, zwischen Veracruz und Mexico, und vereitelte die Hoffnung der Royalisten, daß die spanischen Truppen die Verbindung wieder herstellen würden, indem er einen blutigen Sieg errang, bey dem die Insurgenten 2000 Mann, und die Spanier unter vielen andern Kriegern, auch ihren General Graf Alonzo Null, auf den sie ihre letzte Hoffnung setzten, einbüßten.

Nach der Schlacht marschirte der republikanische Obergeneral Morellos mit 10,000 Mann nach der Stadt Cuerusta della Amelyas, welche 17 Stunden von Mexico auf einem hohen Berge liegt; die ganze Macht der Insurgenten schlug man damals zu 40,000 oder gar zu 60,000 Mann an. Die Gefangenen, welche größtentheils nach Nuova Cruz gesendet wurden, bestanden meistens in Indianern, die treffliche Reiter waren und Lanze und Gewehr mit gleicher Geschicklichkeit zu gebrauchen wussten.

Veracruz war in einer sehr kritischen Lage, da es keine Soldaten mehr zur Disposition hatte, und erwartete mit der größten Aengstlichkeit ein Korps von 1600 Mann, welches

von Rigo kommen sollte, und worauf die Stadt um so mehr die einzige Hoffnung ihrer Rettung setzte, da der Handel ganz darnieder lag, und wegen des Ausbleibens der Geldkonvoy von Mexico großer Mangel herrschte. Dies veranlasste am 16. May eine Verschwörung, an deren Spitze ein gewisser Nertina stand, und deren Plan war, sich des Artillerieparks zu bemeistern, die Bastionen San Jago, St. Juan und de la Connexion, das Quartier der Freywilligen und die Brücke zu erobern, darauf alle Gassen zu besetzen, und durch den Generalmarsch das Volk gegen die Spanier in die Waffen zu rufen. Die Republikaner, unter Morellos sollten in der Nacht die Empörung unterstützen, und die Zeit, die dazu verwendet wurde, war die stille Woche, wo das Fest die Regierungsbeamten beschäftigte, und der Nordwind die royalistische Eskadre verhinderte, sich der Küste zu nähern; allein der Plan ward entdeckt. Die Verschwornen wurden hingerichtet, und die Europäer suchten ihre Herrschaft durch eine Schreckensregierung zu behaupten.

Vergebens versuchte der spanische General Callegos und der Vizekönig Venegas die Kommunikation zwischen Mexico und Veracruz wieder herzustellen, der letztere verlor ein blutiges Treffen gegen die Insurgenten, welche Xalapa und Orizapa besetzten, und der erstere wurde gezwungen, die Belagerung von Quatla aufzuheben; alle diese glücklichen Ereignisse verschafften der republikanischen Partey so viele Anhänger, daß man ihre Macht, nach einem Schreiben vom 8. Junius, auf 100,000 Mann schätzte, während die spanische auf 25,000 Krieger herabgesunken war. Callegos beschloß nun, ihnen mit der ganzen royalistischen Armee entgegen zu rücken, allein Ryan und Morellos vereinigten ihre Macht, und als Callegos bey Puebla die Verstärkung und Artillerie, welche von Veracruz abgegangen war, an sich zu ziehen gedachte, kam Morellos ihm zuvor, bemächtigte sich durch ein beträchtliches Kavalleriekorps dieser ganzen Artillerie und Muni-

Munition, und machte sich zum Meister des festen Schlosses Phelta; Callegos, durch diesen unerwarteten Schlag muthlos gemacht, zog sich nun in eine feste Position bey Bugeo zurück, allein seine Armee, die aus 10,000 Mann Kavallerie und Infanterie bestand, ward plötzlich von Morellos in ihren Verschanzungen angegriffen. Es kam zu einer blutigen Schlacht, die am 23. Junius 1812, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags währte, (an eben dem Tage, wo der eigentliche Krieg zwischen Rußland und Frankreich begann, so daß er zugleich die Freyheit der alten und der neuen Welt vorbereitete). Lange schwankte das Kriegsglück, bis endlich General Ryan um 3 Uhr mit einem starken Detaschement zu Morellos Truppen stieß. Nun ward das verschanzte Lager mit republikanischem Ungestüm erstürmt, die ganze Armee der Königlichgesinnten bis auf den letzten Mann aufgerieben oder zersprengt und Callegos selbst mit seinem ganzen Generalstabe zum Gefangenen gemacht. Er ward nach dem Fort Perute gebracht, und konnte nur mit Mühe von seiner Bedeckung vor der Wuth des Volks geschützt werden, welches ihn zerreißen wollte.

Guadalaxara, Valladolid, Guancouato und alle übrigen festen Plätze bis zur Hauptstadt eröffneten auf diese Nachricht den Siegern ihre Thore, und Morellos rückte an der Spitze einer Armee von 60,000 Mann gegen Mexico an, wo Venegas mit wenigen Truppen kaum der Unzufriedenheit der Einwohner und den Waffen der Republikaner länger widerstehn zu können schien; allein in der Lage dieser Hauptstadt fand er eine unüberwindliche Schutzwehr. Die Provinz Mexico besteht nämlich aus einem großen Thale, welches einen Umfang von 90 Stunden hat und von hohen und steilen Bergen umgeben ist. Zwey Seen erfüllen beynahe dies ganze Thal; der größere von ihnen hat gesalzenes, der kleinere süßes Wasser. Sie sind durch eine Kette von hohen Hügeln, die in der Mitte dieser Ebenen liegen, von

einander abgeſondert; da der Salzſee mit der Fluth zu- und abnimmt, ſo fällt ſein Waſſer zur Zeit der Ebbe in den kleinen Süßwaſſer enthaltenden See, zur Fluthzeit aber verliert ſich der See mit ſüßem Waſſer in den ſalzigen. Mexico ſelbſt liegt nun mitten in dem Salzſee; man mag nun von dem feſten Lande herkommen, von welcher Seite man will, ſo muß man wenigſtens zwey Stunden lang über 4 ungefähr 80 Schuh breite Dämme gehn, und hier war es, wo Cortez, ungeachtet ſeiner glänzenden Erfolge, von den Eingebornen eine ſo ſchreckliche Niederlage erlitt, daß er nur mit Mühe mit einem Theile ſeiner Truppen entkam, und das Gedächtniß derſelben noch immer unter dem Namen der Nacht der Trauer in dem Andenken der gegenwärtigen Einwohner aufbewahrt wird. So läſſt es ſich erklären, wie Venegas, deſſen grauſame Entſchloſſenheit alle Ausbrüche innerer Unzufriedenheit zurückhielt, und der vermöge der Waſſer-Kommunikation die Stadt immer mit Lebensmitteln, und vermöge der beyden, zwey Fuß hohen Röhren (die ſchon von den Urbewohnern angelegt, längs des einen Dammes laufen und die Stadt mit ſüßem Waſſer verſorgen, welches zum Verkauf auf den Kanälen in Kähnen umher geführt wird), auch mit dieſem wichtigen Bedürfniß verſehen konnte, ſo lange er der Uebermacht der Inſurgenten zu widerſtehn vermochte, bis die Nachricht der Verfolgung der Liberales in Spanien alle Parteyen gegen das Mutterland vereinigte.

Das große Kontinental-Reich des Spaniſchen Amerikas ſchließt ſich im Norden mit Florida, einem langen fruchtbaren, von der ſpaniſchen Regierung ſehr vernachläſſigtem Lande, deſſen mannigfaltige Merkwürdigkeiten und Wichtigkeit ſich im Aprilſtücke des Polit. Journals 1811 (Art. 5.) und deſſen frühere Geſchichte im April 1812 (Art. 1.) derſelben Zeitſchrift geſchildert worden, daher hier eine Wiederholung überflüſſig wäre. Da die nordamerikaniſchen Freyſtaaten, vermöge der Abtretung Weſt-Floridas von Seiten Frankreichs,

im Jahr 1803 auf diese Provinz Anspruch machten, und als Entschädigung ihrer Forderungen an Spanien gleichfalls Ost-Florida mit ihrem Gebiete zu vereinigen strebten, so beförderten sie den Geist der Unabhängigkeit, der sich von Carracas aus über den ganzen amerikanischen Continent erstreckte, und West-Florida, dessen Gouverneur sich keine Einschränkung seiner bisherigen Gewalt, keine Volksbehörde zur Sicherstellung der öffentlichen Wohlfahrt gefallen lassen wollte, erklärte sich schon im September 1810 für einen freyen und unabhängigen Staat, und errichtete eine Versammlung von Volks-Repräsentanten, an deren Spitze John Rhea stand.

Im Oktober 1810 begehrte dieser neue Staat in das Bündniß der amerikanischen Freystaaten aufgenommen zu werden, welche auch in der That im Sommer 1811, durch den Gouverneur Matthews bis an die Ufer des Perdido förmlich Besitz davon nahmen. Man kann leicht vermuthen, daß England die Erwerbung eines so wichtigen Besitzes für seine Nebenbuhler nicht mit gleichgültigen Augen ansehen konnte, und es erfolgten Protestationen, und eine Korrespondenz zwischen dem nordamerikanischen Staatssekretair James Monroe und dem englischen Gesandten August Foster, welche sich in dem Junius- und Julius-Stücke des politischen Journals von 1812 angeführt findet.

Inzwischen brach auch in dieser Provinz der Bürgerkrieg zwischen den Royalisten unter dem Gouverneur Folch und den Republikanern unter dem Obersten Kemper aus, welcher indessen zum größten Nachtheil des Landes mehr durch einzelne kleine Gefechte und Ueberfälle, als durch entscheidende Schlachten geführt ward, wenn auch gleich hier der Sieg meistens auf Seiten der von den Nordamerikanern unterstützten Independenten war. —

Ueber die Begebenheiten im spanischen Westindien, wo die Unruhen ebenfalls ausbrachen, aber von der Regierung gestillt wurden, bis Ferdinands Maßregeln auch dort

die Erklärung der Trennung vom Mutterlande veranlasst haben sollen, werde ich mich in einer ähnlichen Darstellung der neuesten Begebenheiten dieser ganzen Inselwelt äußern, und gehe nun zu einer kurzen Uebersicht der Verhältnisse des spanischen Amerikas zu den verschiedenen auswärtigen Staaten über.

Es ist bekannt, daß Spanien die Benutzung dieser schönen Länder Anfangs nur auf das Aufsuchen von edeln Metallen beschränkte, wovon der Reichthum (besonders von Silber) alle Erwartungen überstieg. Zwar waren sie nicht minder ergiebig an andern Produkten, aber so lange der Gebrauch der Kochenille und des Indigo zum Färben, des Kakao, Tabacks und der Chinarinde in Europa noch unbekannt oder wenigstens nicht eingeführt war, konnten sie keine wichtigen Gegenstände des Handels seyn. Das Aufsuchen von jenen ward Privatpersonen, gegen eine der Krone zu entrichtende Abgabe, überlassen, wodurch die vielen Ansiedeleyen im Innern entstanden, welche mehr, als die großen Städte an der Küste, zur Kultur des Landes und zur Bildung einer einheimischen Nation beytrugen. Die Einführung eines kunstmäßigen Bergbaus erfolgte jedoch erst sehr langsam. Diese Arbeiten in den Bergwerken und den wenigen angelegten Pflanzungen waren es, die aus Schonung der dazu unfähigen Indianer zur Einführung der Neger aus Afrika führten, und (hauptsächlich auf den Vorschlag von Las Casas) dem Sclavenhandel sein Daseyn gaben. Anfangs trieben ihn die Spanier nicht selbst, aber die Regierung schloß einen Pachtkontrakt, (Assiento) zu der Einführung einer bestimmten Anzahl von Sclaven mit Fremden, welche der Gewinn dazu reizte. Mit der jetzt zu erwartenden gänzlichen Aufhebung des Menschenhandels werden die Bergwerke, und selbst die Pflanzungen mancher Artikel des Luxus und Ueberflusses dem Landbau weichen müssen, der, von freyen Menschen betrieben, diesen Reichen ihren eigentlich innern Reichthum geben und die Entstehung einer eigenen Nation beschleunigen und sichern wird.

Indem die spanischen Kolonien auf die gedachte Art vorzugsweise Bergwerk-Kolonien wurden, lag schon darin die Veranlassung zu dem Handelszwange, den man ihnen auflegte, und der die nächste Ursache ihres Aufstandes war. Wie hätte man, ohne inconsequent zu seyn, Fremden hier den freyen Verkehr verstatten können? Kamen auch die eigentlichen Handelsvortheile mit in Betrachtung, so blieben sie doch etwas sehr Untergeordnetes; der Hauptzweck war, die baaren Schätze jener Länder nach Spanien und nur dahin zu bringen. Auch im Mutterlande mochte man wohl einsehen, daß das Aufblühen der Kolonie dadurch keineswegs gefördert würde, aber Aufblühen der Kolonien im gewöhnlichen Sinne sollte auch gar nicht der Zweck seyn, und wie die Kolonien ihre Schätze allein nach Spanien liefern sollten, so wollte Spanien ihnen auch allein ihre europäischen Bedürfnisse liefern; allein es ist bekannt, wie sehr der Schleichhandel aus dem nahen Nordamerika und Westindien, wenigstens in Mexico und der Terra Firma, und der Handel der Engländer, Holländer und Hamburger, unter dem Namen der Häuser zu Kadix nach Buenos-Ayres, ihren Zweck vereitelte. Dieses Verhältniß, welches das Handelsinteresse der Amerikaner mit dem der Regierung in völlige Opposition setzte, vereint mit dem lange beleidigten Nationalstolze, und der Erbitterung aller Parteyen gegen den Druck des Vizekönigs und der Europäer, welche durch das Beyspiel der amerikanischen und französischen Revolution, durch die Anreizungen der Nordamerikaner und Engländer noch vermehrt wurde, macht es begreiflich, wie in dieser unermeßlichen und unverbundenen Ländermasse die Unzufriedenheit fast allenthalben zugleich ausbrechen konnte. Gleich nach dem Eintritt der französischen Armeen in Andalusien und der Auflösung der Centraljunta von Aranjuez offenbarte sich eine große Gährung im ganzen spanischen Amerika. Eine Partey, dem alten Königshause zugethan, beschuldigte die konstituirten Behörden,

insgeheim dem Usurpator ergeben zu seyn; eine andre Partey wollte die Kolonie unabhängig wissen, beyde aber verlangten freyen Handel mit auswärtigen Nationen, damit die Kolonien, welche unter den gegenwärtigen Umständen im Mutterlande keinen Absatz für ihre Waarenfülle mehr fanden, sich derselben dort entledigen könnten. Einig unter sich in dieser Hinsicht bestürmten alle Einwohner des spanischen Amerikas die Junta zu Kadix mit heftigen Beschwerden, und diese befolgte in Rücksicht derselben Grundsätze, oder vielmehr einen gänzlichen Mangel an Grundsätzen, welchen sie nicht unglücklicher hätte wählen können.

Am 17ten May 1810 erließ sie endlich ein Dekret, welches jene Handelsfreyheit gewährte, und 5 Wochen darauf, am 27ten Junius 1810, dahin gerissen durch die Ränke der Kaufleute in Kadix, widerrufte sie dasselbe wieder. Es war natürlich, daß dieser zweydeutige Schritt den Groll der Kolonisten nur noch mehr anreizte und daß dadurch ihre Verwegenheit wuchs. Die Freunde der Unabhängigkeit nahmen darauf das Handelsinteresse zum Vorwande und nährten überall die Unzufriedenheit gegen den Vizekönig und Gobernadore, die für Anhänger der Junta ausgegeben wurden und nach und nach alles Zutrauen des Volks verloren. Die Anhänger der Gaditanischen Junta wollten nun Landversammlungen (juntas provinciales) eingeführt wissen, und die Republikaner traten dieser Absicht scheinbar bey, mit dem Entschlusse, in einer zweyten Umwandlung auch diese Junta aufzuheben. So waren damals die Gemüther gestimmt, doch örtliche und andre Umstände veranlassten die Verschiedenheit ihrer Aeußerungen in den einzelnen Provinzen, welche zuletzt doch die allgemeine Unabhängigkeit zur Folge gehabt haben. Carraccas gab, wie wir oben erwähnten, am 19ten April 1810 das erste Beyspiel einer Provinzial-Junta, welche sich zwar nicht von Ferdinand VII. lossagte, aber doch nicht die Herrschaft der Junta zu Kadix anerkannte, eine Erklärung,

die, ungeachtet der frühern Proklamationen einer andern Partey, doch noch in der allgemeinen Versammlung, die sich am 2. May desselben Jahrs unter dem Namen eines Kongresses versammelte, wiederholt wurde. Der Stolz der Junta zu Kadix fand sich durch diese Proklamationen gekränkt; sie erklärte die Oberhäupter von Carraccas für Hochverräther und befahl die Sperrung ihrer Häfen. Ein Rechtsverständiger, Namens Cortavarria, ward abgesandt, um dies Gebot zu vollstrecken; klüglich aber blieb er einstweilen zu Portorico, von wo er Beschlüsse und Kundmachungen gegen die Regierungshäupter von Carraccas erließ, welche diese in gleichem Ton beantworteten. Indessen gelang es dem Cortavarria einige Kaper auszurüsten, die aber den Einwohnern von Carraccas wenig Uebel zufügten, sondern nur, so wie seine beleidigende Aufrufe, dazu dienten, das Volk um so mehr aufzubringen. Um so leichter verbreiteten die Republikaner ihre Grundsätze, und binnen 2 Monaten gelang es ihnen, die Mehrheit des Kongresses für sich zu gewinnen, der sich endlich am 5. Julius 1810 für unabhängig von der Krone Spanien erklärte, und den freyen Bundesstaat von Venezuela bildete. Was sich diesem neuen System widersetzte, vereinigte sich zu Valencia, Maracaibo und andern Städten im Innern, und so entstand der blutige Bürgerkrieg, dessen erste Periode ich oben geschildert habe.

Als nun der Geist der Unabhängigkeit sich über ganz Amerika verbreitete, ergriff die spanische Junta Maßregeln, welche den Fortgang der Revolution auf jede Weise befördern mussten. Sie erließ die heftigsten Proklamationen, ernannte Vizekönige und Statthalter, die (wie Ellio in Montevideo) dem Volke verhasst waren, ließ die unschuldigen Amerikaner in Kadix verhaften und mißhandeln, und wusste dabey dieser strengen Maßregel so wenig Gewicht zu geben, daß sie eine Truppen-Abtheilung von nicht mehr als 1300 Mann abschickte, um das ganze spanische Amerika

wieder zu erobern. Unter dieſen Umſtänden erbot ſich England den Vermittler zwiſchem dem Mutterlande und den Kolonien zu machen, aber wie man leicht vermuthen konnte, ohne glücklichen Erfolg. Die engliſche Regierung muſſte leicht erkennen, wie wichtig die bevorſtehende Unabhängigkeit des ganzen ſpaniſchen Amerika für die übrige Welt und namentlich für den europäiſchen Handel ſeyn, ja daß ſogar bey dem unmittelbaren Verkehr der Amerikaner nach dem allgemeinen Frieden nicht nur die beyden Welttheile im Allgemeinen, ſondern die europäiſchen Spanier ſelbſt den größten Vortheil davon ziehen würden. Ein Theil des Gewinnſtes wird den Ländern werden, welche die ſogenannten Kolonial-Waaren hervorbringen und der europäiſchen Manufaktur-Waaren bedürfen, ein anderer den Europäern, welche bisher die Kolonial-Produkte von den ſpaniſchen Monopoliſten zu jedem Preiſe kaufen muſſten. Die Konkurrenz der Europäiſchen Nationen wird anfangs die Kolonial-Waaren theurer machen, und den Werth der europäiſchen Fabrikate in Amerika vermindern, doch bald wird der gewöhnliche Preis der erſtern wieder Statt finden. Die europäiſchen Fabrikate werden jedoch in der Folge minder geſucht werden, da dieſer neue Welttheil ſelbſt viele Produkte verfertigen wird, die man vorhin aus Europa kommen laſſen muſſte. Die Vortheile, welche der amerikaniſche Handel unter dieſen Umſtänden zuſichern wird, werden manchen Europäer bewegen, ſich in Amerika niederzulaſſen, und die ſpaniſche Sprache wird die allgemeine Handelsſprache werden. Dieſe europäiſchen Niederlaſſungen in Amerika werden zum Vortheile beyder Welttheile gereichen. Schon wetteiferte das feſte Land in Amerika in den letzten Jahren mit den Weſtindiſchen Inſeln; ſeine größere Bevölkerung, die Leichtigkeit ſeine Bewohner zu ernähren, und ſeine glückliche Lage werden dieſen Wettſtreit zu ſeinem Vortheile entſcheiden. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Antillen in der Folge weder

Zucker noch Kaffee hervorbringen werden, da sie diesen Industriezweig nur durch Sklaven betreiben können, deren Einfuhr bald allgemein verboten seyn wird. Daher werden diese Inseln, welche Zimmermann sehr richtig ein künstliches Treibhaus nennt, viel von ihrer politischen und merkantilischen Wichtigkeit verlieren, wie die französischen Kaufleute in ihren letzten Vorstellungen an die Regierung ausgeführt haben. So wird das natürliche Gleichgewicht in größerm Verhältnisse wiederkehren, und die Befreyung von Amerika einen großen Einfluß auf Ostindien und dessen Handel, folglich auf das Schicksal der Engländer haben; vermöge der Lage dieser Länder wird die Kühnheit und Erfahrung der Nord-Amerikaner auf den Fahrten durch das Südmeer sich mancher Handelszweige des östlichen Asiens und namentlich Indiens und Chinas bemächtigen. Das darzwischen liegende Australien, wo jetzt schon der König der Sandwich-Inseln den Zwischenhandel zwischen China und Amerika betreibt, wird eine größere Wichtigkeit wie das Vorgebirge der guten Hoffnung erhalten und der Civilisation theilhaftig werden. Aber wie unermesslich wären die Folgen des Plans, einer Durchschneidung der Erdenge von Panama, mit der sich jetzt, nach englischen Blättern, der Kongreß von Carraccas in Verbindung mit den andern südamerikanischen Republiken beschäftigen soll, ein Plan, der so ausführbar ist, daß man sich, bey genauern Ansichten der Charten von diesen Ländern, bewogen fühlt, auszurufen: wie ist es möglich, daß die gescheuten und betriebsamen Europäer nicht schon vor Jahrhunderten, irgend einen dieser, von der Natur gleichsam vorgezeichneten, Kanäle eröffnet und fahrbar gemacht haben.

Höchst merkwürdig ist die Landenge der Provinzen Veragua, Panama und Darien durch die Ueppigkeit der Produktion und das Gedeihen aller organischen Körper, welche einer feuchten Temperatur bedürfen, bis über alle Schranken, welche die Produktion der Natur sich in der übrigen Welt vorgezeichnet hat, aber auch zugleich durch ein so gefähr-

liches Klima, daß es nur mit dem von Batavia verglichen werden kann, und die Gegend um Portobello der Kirchhof der Spanier heißt. Die über sie hinlaufenden Kettengebirge, eine Fortsetzung der Cordilleren, waren wohl die einzigen Strebepfeiler, welche den Wellen Troz boten, und hierdurch das völlige Zerreißen der beyden Theile der neuen Welt verhinderten. Wie wenig fehlte fast daran, daß der Ocean nicht auch diese dünne Erdzunge zerstückelt hätte! Man sehe nur (bemerkt Zimmermann in seinem Taschenbuch der Reisen) wie tief das Meer an verschiedenen Orten bereits hineingedrungen ist und das Land aufgelöst oder ausgehölt hat. Kann wohl ein geringerer Zusammenhang noch übrig seyn, als der beym See Nicarapua, in der Papagayen-Bay, über dem 11ten Grade der Breite? Denn das Land, welches hier kaum noch ein Paar englische Meilen in der Breite hat, ist selbst durch einen natürlichen Kanal, den Fluß Perdido vom Südmeer bis zum See Nicarapua durchschnitten, und auf der andern Seite führt der St. Johannes-Fluß von diesem Landsee gerade ins Atlantische Meer. Eben so tritt dasselbe bey der Admiralsbay, besonders unweit der Bocca del Foro (gegen den 8ten Grad der Breite) sehr tief in die Erdzunge hinein. Aehnliche Fälle finden sich bey Panama selbst, und beym Golf von St. Miguel, wo die Flüsse Chagre und Sta. Maria die natürlichen Kanäle zwischen beyden Meeren fast gänzlich vollendet haben.

Schon für den spanischen Handel unter der alten Dynastie wäre der Werth unglaublich groß gewesen; alle Schätze von Peru und Chili, welche mit unglaublichem Aufwande von Zeit, Kosten und Mühseligkeiten auf Maulthieren nach mehreren Häfen am Südmeer, oder gar nach Porto Bello geschleppt wurden, würden sodann nur in der, ihnen zunächst liegenden, Rhede vereinigt worden seyn, um hierauf nach jenem großen Centralhafen, der vom Kanal zum Atlantischen Meere führt, zu Wasser und von dort sofort zum Mutter-

lande, oder überhaupt nach Europa gebracht zu werden. Nichts beweist aber mehr die träge Unthätigkeit, unter der Spanien so lange erstarrte, als die Antwort, welche ein Unternehmer dieser Angabe vor 40 Jahren von einem Grand von Spanien erhielt; „Wenn ein solcher Kanal hätte da seyn sollen, so hätte ihn ja sicher Gott selbst gemacht.“ Nicht berechnen lässt sich der Gewinn, das Leben, der Handel, die Gewerbe bey einem bequemern Durchgange durch diese Enge, von allen Handelsnationen Europas. Nun wäre der große Fahrweg von Nordamerika und ganz Europa nach Ostindien, China, ins Südmeer und umgekehrt, eröffnet, und auf die Weise um Tausende von Meilen abgekürzt. Wie viel wichtiger, wie viel leichter ist diese Durchstechung als jene der Landenge von Suez, oder vielmehr der Erneuerung des Ptolomäischen Kanals unter derselben, und doch ist sie so oft der Gegenstand europäischer Aufmerksamkeit gewesen, und hat noch zu Buonapart's Planen gehört.

Durch die Durchschneidung der Enge von Panama würde der Welthandel eine ganz andere Richtung erhalten, und Amerika könnte dem gesammten handelnden Europa einen Zoll abnehmen, der mit Billigkeit, Redlichkeit und Ordnung geführt, wegen der großen Frequenz eine perennirende Goldgrube werden würde. Eine einzige Million, mit Sachkunde zu der Führung eines großen Durchschnitts-Kanals, von Amerika angewendet, bringt sicher jährlich mehrere Millionen in die Schatzkammer der südlichen Republiken ein. — Und dies wären blos die nächsten merkantilischen Folgen der Freyheit des amerikanischen Kontinents; wer vermag aber die politische Wichtigkeit, die künftige Macht dieser Staaten zu berechnen, welchen alle Schätze der Natur und der glücklichsten Lage zu Gebote stehen, welche im Besitz einer unermesslichen Fülle des besten Bauholzes und der bald erworbenen Uebung im Seewesen, große Flotten ausrüsten können, sobald sie nur wollen, welche schon jetzt in Mexico

Heere von 60, bis 100,000 Mann mit 60 bis 100 Kanonen ins Feld stellen, welche unter einer bessern Verwaltung bald ihre Population noch reißender vermehren werden, als die nördlichen Freystaaten. Ja das Beyspiel, welches Süd-Amerika gab, konnte einen politischen Einfluß auf Süd-Asien haben, und wer vermag die Folgen dieser zweyten Revolution zu berechnen! Alle diese Betrachtungen, welche sich von selbst aufdrängen, und die Ueberzeugung, daß sich in den vormals spanischen Kolonieen bald ein noch gefährlicherer Nebenbuhler von England erheben würde, als Nordamerika in der kurzen Zeit von 30 Jahren seit seiner Unabhängigkeit geworden ist, liessen erwarten, daß die Minister sich gegen die Insurgenten erklären würden. Eine Vermuthung, die durch die Unterstützung, welche jene von Nordamerika erhielten, und die enge Allianz zwischen Großbritannien und der spanischen Junta ebenfalls begründet, noch dadurch ein neues Gewicht erhielt, daß eine Deputation des Handelstandes in London dem Lord Castlereagh vorstellte, daß bey dem politischen System der neuen Freystaaten Nordamerika bald Englands Nebenbuhlerin in jenen Zonen werden, ja es vielleicht ganz von dort verdrängen könne, da die Retour-Waaren in baarem Gelde mindestens zu neun Zehnteln ihres Werths verkauft werden müssten.

Inzwischen ward die Blokade des La Plata-Stroms, welche der Befehlshaber der englischen Seemacht daselbst angeordnet hatte, gleich nach der Ankunft des Admirals Courcy aufgehoben. Vergebens schrieb der Gouverneur von Montevideo, Gaspar Vigodete, der den Vizekönig Ellio in seiner Hauptstadt aufnahm, an diesen Admiral, daß eine kleine Anzahl von Verbrechern in Buenos-Ayres den Zügel der Regierung ergriffen hätte, in der thörichten Absicht, sich vom Mutterlande unabhängig zu machen; er ersuche ihn daher um seinen Beystand und den Befehl an alle in Buenos-Ayres liegende englische Kauffarteyschiffe, sogleich diesen

Hafen zu verlassen. Er berief sich auf die Theilnahme Englands an den spanischen Angelegenheiten, verlangte seinen Schutz und die Auslieferung eines Mitglieds der aufrührerischen Junta von Buenos-Ayres, des Obersten Terrada, (welcher zum englischen Admiral gesandt und von ihm höflich aufgenommen war) als eines Verräthers. Auf diesen Briefwechsel folgte eine Zusammenkunft des Gouverneurs von Montevideo mit dem Admiral de Courcy. Don Gaspar Vigodete wiederholte mündlich alle seine bereits schriftlich vorgetragenen Argumente, und verlangte mit Lebhaftigkeit, daß der englische Befehlshaber mit ihm gegen die Junta von Buenos-Ayres gemeinschaftliche Sache machen möchte, welche er als eine Rotte von Rebellen darstellte. Hierauf soll der Admiral geantwortet haben, daß ihm seine Instruktion schlechterdings jede Einmischung in die Streitigkeiten zwischen der spanischen Regierung und ihren Kolonien verböte. Ungern willigte der Gouverneur von Montevideo endlich in die Aufhebung der Blokade, insofern sie brittische Schiffe betraf, wobey er den Admiral Courcy, wegen seines Benehmens, für verantwortlich gegen beyde Regierungen erklärte. Dieser aber kehrte bald darauf nach seiner Station Rio-Janeiro in Brasilien zurück.

England behauptete jedoch eine eben so standhafte Neutralität, in Rücksicht der vereinigten Staaten des südlichen Amerikas, welche Gesandte nach London sandten, als in Rücksicht ihrer Gegner, wenn es gleich dadurch keinen unbedeutenden Verlust erlitt, daß ihm nicht nur die großen Magazine der Terra Firma, welche es bisher benutzt hatte, zufolge der Unruhen verschlossen blieben, sondern auch wegen der gehemmten Kommunikation zwischen Mexico und Veracruz die Fregatte Hyperion den letztern Ort verlassen mußte, ohne die gehofften Ladungen spanischer Schätze mitzunehmen. Die Stimme des brittischen Publikums, welches im Gefühl eigener Freyheit auch jeder fremden Freyheit hold ist, (wie

noch die letzten Aeußerungen über Norwegen beweisen) sprach sich in den öffentlichen Blättern durch die theilnehmende Freude darüber aus, „daß die Sache des Volks über alle Unternehmungen der Regierung von Mexico, um ihre Fortschritte in jenem Welttheile zu hemmen, siege. Die Vortheile, welche große reguläre Truppenkorps im Anfange von 1811 unter Venegas errungen hatten, hätten nur dazu gedient, ihren Fortschritt zum ruhmvollen Ziele zu beschleunigen, und die letzten Ereignisse bezeugten, daß sie nicht mehr so leicht zu überwinden wären, wie vormals. Keinem Zweifel sey es unterworfen, daß die Freyheit eine eben so glückliche Freystätte in den Provinzen von Mexico finden werde, wie sie schon in Carraccas und Buenos-Ayres erhalten habe." —

Indessen scheiterte der Versuch des englischen Ministeriums, die Streitigkeiten zu vermitteln, sowol an dem Mißtrauen der royalistischen Partey in Amerika, als ihrer Alliirten, der Junta zu Kadix.

Der brittische Vizekonsul Stapleton, der in dieser Absicht nach Buenos-Ayres abgesandt wurde, verließ die Stadt, ohne etwas auszurichten. Eben so wenig Erfolg hatte die Absendung der Fregatte Grampus mit englischen Kommissarien, die nach Caraccas, Carthagena und Mexico bestimmt waren, weil die Cortes sich hartnäckig weigerten, ihnen die erforderlichen Vollmachten nach dem letzten Orte mitzugeben. Zu Quito erfuhr man, daß der englische Offizier Sir Charles Elphingstone, welchen Großbritannien zu Unterhandlungen abgesandt hatte, von der Regierung zu Peru die Weisung erhalten habe, nicht ans Land zu kommen, und daß den Einwohnern verboten sey, irgend eine Gemeinschaft mit den Engländern zu haben. Nicht glücklicher war der Erfolg der Unterhandlungen mit dem Gouverneur von Chili. Ja, als die Junta von Kadix sogar ein Schreiben von dem Gouverneur von Montevideo erhalten hatte, welches die Anzeige enthielt, daß er auch diese letzte, dem europäischen

Spanien ergebene Stadt übergeben müsse, wenn er nicht schleunig eine Verstärkung von mindestens 4000 Mann erhielte, und es zu heftigen Debatten über die Frage gekommen war: ob man die Vermittlung von Großbritannien annehmen solle oder nicht, so ward diese endlich am 15. Julius 1812 mit einer Mehrheit von 101 Stimmen gegen 46 verworfen, zugleich aber die Unmöglichkeit anerkannt, unter den jetzigen Umständen Truppen nach Amerika zu senden; eine Erklärung, die der Unabhängigkeit von ganz Amerika das letzte Siegel aufzudrücken schien. Daher konnte es auch nicht von großer Wirkung seyn, wenn die Cortes sich nachher durch mildere Verfügungen die Liebe der Amerikaner zu erwerben und sie an Spanien durch das Band der Zuneigung binden wollten, als die Fessel der Gewalt zersprengt war. Sie beschlossen in dieser Rücksicht, im December 1812, 1) das Mitao (oder die Stellung einer Anzahl von Indianern) zum Ackerbau, Bergbau u. s. w., soll aufgehoben werden; 2) die Indianer sollten von den persönlichen Diensten frey seyn, welche sie bisher der Geistlichkeit und den öffentlichen Personen leisten mussten, und nur zu den allgemeinen Pflichten der übrigen Staatsbürger angehalten werden; 3) das Land sey unter die Indianer zu vertheilen; 4) die öffentlichen Dienste, wie Kirchenbau, Wegverbesserung rc., sollten künftig von allen Einwohnern, ohne Unterschied, abgehalten werden; 5) gewisse Würden und Aemter sollten nur den Indianern vorbehalten bleiben. Früher hätten diese Verfügungen zu Gunsten der Indianer vielleicht Wirkung gehabt, jetzt aber kamen sie zu spät um sie von der Partey der republikanischen Creolen abzuziehn, die sie mit solchem Enthusiasmus ergriffen hatten, daß sie in Mexico an ihrer Seite kämpften, in den Gefechten auf dem Oronoco selbst durch ihre zahlreichen Canots viel zum Siege beytrugen, und in einer Versammlung von 30 Kazicken an der Gränze von Chili der Republik Buenos-Ayres ihre Hülfe anboten. —

Daß Frankreichs damaliger Beherrscher bey der Unterjochung von Spanien die wichtigen Kolonien dieses Landes zu einem vorzüglichen Gegenstande seiner Aufmerksamkeit gemacht hatte, lässt sich leicht nach seinen weitaussehenden Planen erwarten, die sich bald über Egypten und Syrien, bald über die Türkey, bald über Rußland und Persien bis nach Ostindien erstreckten; allein sehr bald sah sein Bruder Joseph ein, daß er auch nicht die leiseste Hoffnung ihres künftigen Besitzes nähren dürfe. Schon am 22sten May 1810 erließ er eine Proklamation an die Bewohner des spanischen Amerika, worin er sie freylich geliebte Unterthanen und treues Volk nennt, und zum Widerstande gegen die kühnen Rebellen seines Königreichs Spanien und die Engländer, die grausamen Verfolger des Menschengeschlechts auffordert, auch ihnen besonders empfiehlt, die unmenschliche höllische Inquisition (die in der Folge wirklich dort abgeschafft ward) und ihre fanatische Regierung zu vernichten; allein doch zugleich erklärt: „bleibt fest, standhaft und entschlossen in der Aufrechthaltnng derjenigen weisen und glücklichen Regierung, welche ihr euch wählen werdet."

Im Jahr 1812 forderte er sie förmlich auf: „weil ihre Lage ihnen nicht verstatte, in diesen Zeiten Spanien zu gehorchen als gute und treuergebene Unterthanen, so möchten sie sich zu Einem großen Ganzen vereinigen, Unabhängigkeit erringen und erhalten." Seit dieser Zeit vertheidigten französische Blätter, die aller Freyheit der alten Welt so feindlich waren, mit Lebhaftigkeit die Freyheit der neuen, und stellten die falsche Behauptung auf, daß England, welches vorher die Amerikaner zur Empörung gegen Spanien aufgereizt habe, jetzt die Bizekönige mit aller Macht zur Unterdrückung der Republikaner unterstütze, (ein Satz, dessen Unrichtigkeit sich aus dem oben Angeführten ergibt), daß aber der Widerstand der Engländer, die freye Nationen als Meister der ersten Metallquellen der Welt fürchteten, nicht von Erfolg seyn, daß Mexico

als

als unabhängiger Staat nicht zugeben würde, daß der Ertrag seines reichen Bodens gleich einer Kolonie von Londoner Kaufleuten geärntet, und seine Flaggen auf Befehl der englischen Admiralität beschimpft würden u. s. w.

Brasilien sah sich, wie schon oben angeführt worden, genöthigt, die Eroberungsplane, welche es im Namen der Gemahlin des Prinzen Regenten gegen das Vize-Königreich la Plata ausführen wollte, nach einigen unbedeutenden Gefechten aufzugeben, und seine Truppen nach ihrem Vaterlande zurückzurufen, wo die Unruhen, welche sich aus dem spanischen Amerika dahin zu verbreiten drohten, ihre Gegenwart erforderten, ohne daß jedoch der Waffenstillstand, den der Prinz Regent ratifizirte, in einen förmlichen Friedenstraktat verwandelt wurde.

Nordamerika, dessen Ansprüche gegen Spanien und Besitzergreifung von Florida ebenfalls schon erwähnt worden sind, war schon vor dem Ausbruche der Revolution mit der spanischen Regierung in Zwistigkeiten begriffen, als die vereinigten Staaten sich weigerten, den Don Louis de Onis, der von der Central-Junta zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Ferdinands VII. in Washington ernannt war, in dieser Eigenschaft anzuerkennen. — Der Vizekönig Venegas von Mexico befahl deshalb an der Küste und Gränze die nöthigen Sicherheits-Maßregeln zu ergreifen, und das außerordentliche Conseil von Mexico erklärte dies Benehmen der Amerikaner am 22. December 1809 für feindselig. Bald darauf brach der Krieg zwischen ihnen und den Royalisten in Florida aus, und sie unterstützten die Republikaner, welche von Carraccas und Neugrenada, so wie Buenos-Ayres und den insurgirten Theilen von Mexico Gesandte an den Kongreß sandten, aufs Nachdrücklichste, indem sie nicht nur ihre Unabhängigkeit anerkannten und Abgeordnete dahin schickten, die selbst in Peru und Chili freundschaftlich aufgenommen wurden, sondern auch gleich,

nachdem sie die schrecklichen Verwüstungen des Erdbebens in Caraccas erfahren hatten, für 50,000 Pfund Sterling Lebensmitteln und andern Bedürfnissen dahin sandten, und neue Unterstützungen an Proviant und Munition versprachen.

Den meisten Nutzen zogen jedoch die Mexicanischen Patrioten aus ihrer Freundschaft, denn diese wurden nicht nur mit Waffen, Kugeln und Pulver versorgt, sondern viele Nordamerikanerinnen fochten unter ihren Fahnen, und selbst Offiziere derselben leiteten als Chefs dieser Partey ihre Unternehmungen. Besonders strömte aus den Staaten von Neuorleans eine große Anzahl unbeschäftigter Personen, welche, von der frühesten Jugend an die Jagd gewöhnt, zu den besten Schützen der Erde gehörten, nach dem reichen Mexico, dessen Schätze für manchen verwegenen Abenteurer eine reizende Lockung seyn mochten; so bildeten sich dort im folgenden Jahre zu gleicher Zeit, wie in Europa, jene merkwürdigen Freykorps, welche auch die Freyheit der neuen Welt erkämpfen halfen, und die wir in der zweyten Periode unsrer Darstellung schildern werden, und nur der Krieg mit England hielt den Kongreß ab, eine bedeutende Heeresmacht den Republikanern zu Hülfe zu senden, welcher aber, nach Ferdinands Erklärung, derselben bald nicht mehr bedurften, und nur sich selbst ihre Unabhängigkeit verdanken sollten.

III.

Der Feldzug von Portugall in den Jahren 1811 und 1812, in historischer und medizinischer Hinsicht beschrieben von einem Arzte der französischen Armee von Portugall.

(Fortsetzung.)

§. 27.

Der Ordonnateur unsers Armee-Korps, Namens Lenoble, machte zuerst den Vorschlag, Mais unter dem Waizen zu verbacken. Anfänglich, als man von dem erstern ein Drittheil, und von dem letztern zwey Drittheile dazu nahm, war das Brod angenehm zu essen; diese Mischung gab ihm mehr Sanftheit, ein etwas gelbes Aussehen, und einen angenehmen Geschmack; bald aber, als die Hälfte von Mais, und dann gar zwey Drittheile davon hinzukamen, ward es fast wässerig, unangenehm und schwer verdaulich; aber leider! auch diese Mischung dauerte nicht lange; bald ward von purem Mais gebacken.

Selbst an der Tafel dieses Ordonnateurs ward nur solches Brod gegessen; seine Gäste brachten oft ihr Stückchen Waizenbrod in der Tasche mit, um sich keine Digestion daran zu holen; ja selbst die bey bey ihm auf Ordonanz stehenden Soldaten brachten ihr besseres Stück Brod in das Haus

dieses würdigen kenntnißvollen Mannes mit, den sie bald den Herrn von Mais nannten, ein Name, den er auch bey den Soldaten des Armeekorps behielt.

Es ist bekannt, daß der französische Soldat viel witzelt, und jeden bedeutenden Mann durch einen besondern Beynamen bezeichnet; so wurde der Marschall Piére le roux, und Napoleon le petit caporal genannt.

§. 28.

Auch an der Tafel des Marschalls ward zu zwey Drittheilen gemischtes Mais-Brod gegessen, und diese Tafel war oft frugaler als die der Soldaten. Die Schweinefleischgerichte nahmen die vorzüglichste Stelle ein.

Diese Kost war nun freylich die Veranlassung zu manchen Krankheiten, die keine Klasse schonte. Ich hatte einst in dem Hause des Marschalls zu gleicher Zeit 18 Kranke, und auch der Oberchirurg seines Hauses hatte damals eine sehr heftige Ruhr.

Diese Krankheit ward am Ende allgemein. Es war ein wahres Elend; wenn die Bedienten davon befallen wurden: denn nun gingen die Pferde zu Grunde, und die Herrn mussten hungern, weil hier die Bedienten nicht von ihren Herrn, sondern diese von den Bedienten ernährt wurden.

Ich hatte damals mehr Pferde und Bedienten als mir sonst gebührten, weil der Fürst von Eßling, gleich bey Eröffnung des Feldzugs, unsern Rationen zulegte. Wie gut kam uns nun diese Vorsorge oder Einrichtung zu statten? Ohne eine größere Anzahl von Bedienten hätten wir nicht leben können; denn, wenn deren einer zu Hause war, musste der andere auf der Marode seyn.

Unglücklicherweise erkrankten mir meine 3 Bedienten auf einmal. Welch Elend! Ich hatte 6 Maulthiere und keinen Futter-Vorrath; ich verlor ein Stück nach dem andern, obgleich mir meine Freunde, so weit es ihnen möglich war, aushalfen. Ich selbst kam wegen meiner Nahrung in

Verlegenheit und musste manchmal derben Hunger leiden. Zwar stand mir, wie zu andern bessern Zeiten, manche Tafel offen; allein ich hielt es in diesen Tagen der allgemeinen Noth für unbescheiden, davon Gebrauch zu machen, und ich war oft selbst zu delikat, um das Angebotene anzunehmen. Je mehr die Noth bey mir stieg, desto mehr ökonomisirte ich für andere noch schlimmere Zeiten, mit den Tafeln der Chefs und meiner Freunde, bis mich endlich der Zahlmeister unsers Armeekorps in freundschaftlicher Zudringlichkeit nöthigte, seine Tafel bis zur Genesung meiner Bedienten anzunehmen. In diesen Tagen des Elends half mich eine Ziege nähren, die ich von dem Obristen des 50sten Linien-Regiments erhalten hatte; ihre Milch mit Kaffee war meine beste Nahrung.

§. 29.

So sehr uns aber die Bedienten für unsere Subsistenz nothwendig waren, so sehr vermehrten gerade diese unser Elend und unsern Kummer. Denn diese, von dem Auswurfe aller Nationen zusammengeraffte, insolente Menschenklasse war noch barbarischer und für das Land verheerender als der Soldat. Wo dieser nur nahm, zerstörte jene noch; wo der Soldat drohte, mordeten schon die Bedienten; ja, so weit trieben sie die Zügellosigkeit, daß sie ihren Herrn Gesetze vorzuschreiben oder sie gar zu mißhandeln wagten.

Und — dennoch waren sie für uns ein zu sehr nothwendiges Uebel; denn es war streng verboten, Soldaten als Bediente zu gebrauchen, und die Gensd'armerie hatte genau darüber zu wachen; überhaupt konnte man keinen Franzosen, der über 18 Jahre alt war, in Dienste nehmen, weil er dann schon unter jenen vermuthet wurde, die in die Klasse der Conscription gehörten. Hiezu kam, daß der Soldat viel besser und gemächlicher für sich, als in irgend einem Dienste, leben konnte; es würde darum, sogar ohne das bestehende

Verbot, schwer gehalten haben, in den Regimentern Leute zu finden, die sich dazu würden verstanden haben.

Die Folge davon war, daß wir uns mit Ausländern behelfen mussten; unter diesen waren die Deutschen noch die besten, denn den Spaniern war nicht zu trauen, und noch weniger den Portugiesen; die einen und die andern engagirten sich, um nach einigen Tagen mit der Habe und den Pferden ihres Herrn zu dem Feinde überzugehen. Daher wählte man sich unter den Gefangenen oder Ueberläufern der englischen Armee meistens Deutsche, deren Anzahl grösser als die der Engländer war, zum Dienste aus; aber auch diese wurden bald eben so insolent, als es die andern waren.

Dies alles veranlasste den Fürsten von Eßling zu einem Tagsbefehle, der die Disciplin der Bedienten regulirte, und sie, gleich den Soldaten, den militärischen Gesetzen und Strafen unterwarf; so wurden die Dienstentläufer in die Kategorie der conscrits refracteurs gesetzt, und wie diese bestraft.

Dadurch wurde dem freywilligen Dienstentlaufen und den vielfältigen Verführungen dazu wenigstens einigermaßen gesteuert, wenn gleich für die Moralität der Bedienten nicht viel gewonnen war.

§. 30.

Auch der Marschall Ney erließ einen Tagsbefehl, der die Art und Natur der Marode vorschrieb, und zugleich streng verbot, die Bedienten allein dazu auszuschicken. Nach demselben sollte sie jedesmal ein Offizier vom Stabe, oder von der Gensd'armerie anführen, die genaueste Aufsicht über sie führen, und auch bey aufgefundenen Vorräthen die Gleichheit der Theilung festhalten.

Diese Verordnung hatte indessen ihre besondere Veranlassung in den dringenden Bedürfnissen des Hospitals; deshalb wurde auch durch sie bestimmt, daß in jeder Woche zweymal eine Marode für das Hospital Statt haben sollte, und jeder Offizier aufgefordert, zu diesem Behufe seine Pferde

oder Maulthiere mitzuschicken. Hiebey leisteten denn auch jedesmal alle Transport-Pferde und Maulthiere des Marschalls, so wie jene der Offiziere seines Generalstabs, die thätigste Hülfe.

Mein Hospital war seit der Einnahme von Coimbra schon wieder zu mehr als 400 Kranken angewachsen, und die Arzneyen wie die Lebensmittel rar geworden; auch das Leinenzeug, Bettungen, Kessel und sonstige Geräthschaften fingen an zu mangeln. Daher war die angezeigte Vorsicht des Marschalls dringendes Bedürfniß; denn jemehr die Zahl zunahm, desto unzureichender wurden die zu dem Hospital gehörigen Transporte, um auch nur für dessen Bedürfnisse alles das Nöthige aufbringen zu können.

§. 31.

Die Einrichtung der Hospitäler war für diesen Feldzug sehr gut angeordnet und veranstaltet; aber sie war nicht zureichend, denn nur zu bald fing es an, an Allem zu mangeln.

Man kann überhaupt annehmen, daß die Einrichtung der französischen Hospitäler sehr gut ist, wenn nur auch die Ausführung dem Plane immerhin entspräche, und nicht die Hab- und Gewinnsucht die Bemühungen der Aerzte so manchmal vereitelte.

§. 32.

Die französischen Militair-Hospitäler sind in 2 Klassen eingetheilt.

Zur ersten Klasse gehören die ständigen (Hospitaux sedentaires). Dieses sind die auf den Gränzen und im Innern von Frankreich befindlichen Hospitäler.

Sie haben einen Ober-Arzt, (Medicin ordinaire) einen Ober-Chirurgen und Apotheker (Chirurgien et Pharamacien major). Diese 3 sind die ersten Gesundheitsbeamten des Hospitals (officiers de Santé en Chef de l'hôpital).

Sie berichten an den Gesundheitsrath in Paris (conseil de Santé) über alle Gegenstände, welche die Heilkunde betreffen, und über Alles, was auf die Gesundheit der Soldaten Einfluß haben kann, so wie auch über die Fähigkeiten und den Dienst ihrer Untergebenen. Sie korrespondiren mit dem Kriegskommissair (erster Klasse), der mit der Polizey ihres Hospitals beauftragt ist, über alle Gegenstände, welche auf diese oder auch auf die Verwaltung Bezug hat, jedoch in letzterer Hinsicht nur insofern, als sie auf die Gesundheit im Allgemeinen oder im Besondern Einfluß haben kann; in die Verwaltung selbst dürfen sie sich in keinem Falle einmischen, und haben deshalb auch keine Verantwortlichkeit, können aber auch keine Lieferungen übernehmen, noch auf irgend eine Weise interessirt seyn.

§. 33 — 37.

Auch für unsre Armee war der Plan zur Einrichtung der Hospitäler, wie ich schon oben bemerkte, gut entworfen, aber mangelhaft in seiner Ausführung.

In dem Hauptquartier des Fürsten von Eßling befanden sich die drey obern Gesundheitsbeamten, die den Gesundheitsrath bildeten, und ein Rechner (regisseur) und Ordonnateur für die Hospitäler.

Für den Krankendienst war ein Bataillon Centeniers errichtet, wovon jedem Armeekorps eine Kompagnie zugetheilt ward, die dann an eine jede ihrer Divisionen wieder eine Brigade abgab.

Die Einrichtung dieser Centeniers war ganz neu, aber ihr Nutzen ist bewährt gefunden worden. Es sind nämlich Krankenwärter (infirmiers), die in Kompagnien, jede zu Hundert Mann, eingetheilt sind, und gleich den andern, einen Hauptmann, Ober- und Unterlieutenant haben. Ihre Beschäftigung ist, in der Schlacht die Blessirten von dem Schlachtfelde zu holen und in das bewegbare Hospital (ambulance) zu bringen. Zu andern Zeiten versehen sie die Kran-

kenwärtersdienste in den Hospitälern, wo ihre Sergeanten als Oberkrankenwärter, ihre Fouriere als Schreiber benutzt werden, und ihre Lieutenants den Dienst der Gehülfen (employés), und der Hauptmann den eines Direktors verrichtet.

Von jeher war die Indisciplin, Unmäßigkeit und Raubsucht der Civil-Krankenwärter ein Gegenstand der allgemeinen Klage. Wer sollte sich auch zu diesem harten, unsaubern Dienste, zumal im Felde, leicht verstehen? Daher kams, daß der Auswurf der Menschheit, der sonst keine Nahrung mehr fand, oder der nach der Krankenplünderung lüsterne Trunkenbold zu diesem Dienste, als seiner letzten Hülfe, die Zuflucht nahm, und daß die Kranken, auch bey der strengsten Aufsicht oft vernachlässigt, und nicht selten, noch in ihrem Leben, ausgeplündert würden.

Diesem Uebel wurde durch die Errichtung der Centeniers, wo nicht ganz, doch großentheils gesteuert; denn zu diesem Geschäfte waren viele junge Leute tauglich, die in der Linie sonst nicht mehr dienen konnten.

Diese Centeniers sind bewaffnet, exercirt und stehen unter militairischer Disciplin; sie bilden die Eskorte der Ambulance, thun im Nothfalle die äußern Wachen an den Hospitälern und dienen, wie es manchmal nöthig war, zu ihrer Vertheidigung; ja selbst in dem letzten Feldzuge des mittäglichen Frankreichs machte in Dax, wo die Hospitäler der Armee vereinigt waren, ein Bataillon Centeniers einzig und allein die Garnison aus; es machte da den Dienst an den Thoren, auf den Wällen, die Patrouillen und auch den Dienst in den Hospitälern.

Diese Einrichtung gewährte auch noch den Vortheil, daß, wenn früher in einem Gefechte, um einen Blessirten hinwegzubringen, wenigstens 4—5 Mann aus der Linie traten, und dadurch die Regimenter oft sehr geschwächt wurden, oder die Linie selbst ihre Haltbarkeit verlor, die Streit-

bare Mannschaft in der Linie erhalten ward, und die Blessirten mit mehr Sorgfalt und Bequemlichkeit von dem Schlachtfelde hinweggebracht wurden.

Da wir übrigens bey unsrer Armee schon Civil-Krankenwärter hatten, als die Centeniers vorkamen, so wurden jene beybehalten, um sie, sobald wir festen Fuß in Portugall haben würden, in den stehenden Hospitäler zu verwenden, weil dazu ohnehin ein Bataillon Centeniers nicht hinreichen konnte.

§. 38.

Nebst dem angeführten Dienstpersonale waren für die Hospitäler so viele Maulthiere, deren je zwey ihren Führer, und jede Brigade ihren Offizier und die nöthigen Unteroffiziere hatten, bestimmt, als erfarderlich seyn konnten, um sowohl die Geräthschaften, Arzneyen, Banagen, Tragbetten, Essig, Branntwein u. dgl. fortzubringen, als auch die Blessirten zu transportiren.

Zweytausend Maulthiere mussten von einem Entrepreneur für den Dienst der Armee geliefert werden. Von diesen erhielt jedes Armeekorps eine Brigade nebst einem Offizier für den Dienst der Ambulance des Hauptquartiers, und davon wurden wieder 10 Stücke an jede Division des Korps zum Transport der Geräthschaften ihrer besondern Ambulance abgegeben.

§. 39.

Jedes Armeekorps hatte seine Gesundheitsbeamten erster Klasse (officiers de santé principaux), die den Dienst im Hauptquartier hatten, die Korrespondenz führten, die Berichte von den Divisionsärzten, Chirurgen und Oberapothekern und die Etats der Hospitäler empfingen, daraus ein Ganzes bildeten und sie mit ihren Bemerkungen an die obern Gesundheitsbeamten der Armee (officiers de santé en chef) einschickten, und die von diesen erhaltenen Befehle und Verordnungen an jene bekannt machten. Auch war in dem

Hauptquartier eines jeden Armeekorps ein Oberdirektor (Directeur principal), der eben so, wie jene, als korrespondirende Mittelsperson zwischen inne stand, um den Chefs ihre Arbeiten zu erleichtern, den allgemeinen Dienst zu vereinfachen und näher zu beaufsichtigen. Außerdem befanden sich noch daselbst überzählige Gesundheitsbeamten und Employés, um wegen der nöthigen Aushülfe nicht in Verlegenheit zu seyn.

§. 40.

Die Hospitäler der Divisionen, welche im Felde Ambulances genannt werden, nehmen die zweyte Linie ein, und die Pflicht der Divisionsärzte ist, auf dem Marsche alle die Gesundheit im Allgemeinen (Hygiène) betreffenden Maßregeln mit den andern Gesundheitsbeamten in Vorschlag zu bringen, dem Personale des Hauptquartiers nöthigen Falls Hülfe zu leisten, und in den Standquartieren die Kranken ihrer Division, wo ein Hospital anzulegen möglich ist, zu behandeln. Sie können jedoch von dem Medecin en chef zu dem Dienste in andern Hospitälern berufen werden.

Die Ambulance der Division nimmt im Augenblicke der Schlacht hinter der Front ihre Stellung, die der Divisionsgeneral anweist, und wohin dann die Blessirten gebracht werden, um operirt und verbunden zu werden. Ist aber die Division Brigadenweise getrennt, oder die Affaire auf einem der entferntern Vorposten, so wird von dem Oberchirurgen ein Obergehülfe, denen ein Employé mit den nöthigen Centoniers beygegeben wird, dorthin abgeschickt, in so fern es der Divisionsgeneral für nothwendig findet. Dieses ist dann die Ambulance der ersten Linie, oder ambulance volante, die sich, sobald die Affaire geendigt ist, zurückzieht und mit jener der Division vereinigt.

§. 41.

Nebst dem hat noch jedes Regiment seinen eigenen Oberwundarzt (chirurgien major) der wieder für jedes Bataillon einen Obergehülfen (aide-major) und einige Unterge-

hülfen (sous aides), und das Materiale einer Ambulance bey sich hat; das Letztere wird aber aus der Regimentskasse, die jedoch von dem Minister einen bestimmten Fond dazu empfängt, unterhalten.

Durch diese Personen sollen die ersten Verbände, und auch wohl in eilenden Fällen die nöthigen Operationen vorgenommen werden. Ist dieses geschehen, so schicken sie ihre Blessirten in die Ambulance der Division, von wo diese zur fernern Pflege in jene des Hauptquartiers befördert werden. Manchmal werden sie dann, je nachdem es die Umstände gebieten, in das Hospital des großen Hauptquartiers gebracht.

§. 42—45.

So war die Einrichtung der Hospitäler auch für diesen Feldzug in Portugall beschaffen, und ich sage es noch einmal, sie würde sehr gut gewesen seyn, wenn die Ausführung dem Plane entsprochen hätte.

Die Armee von Portugall, die, abgesondert in einem äußersten Winkel Europa's selbstständig handeln sollte, mußte also Alles enthalten, was eine so bedeutende Armee im isolirten Zustande bedarf.

So gut auch der Plan für die Hospitäler war, so hat doch die Schnelligkeit, mit welcher dieser Feldzug eröffnet wurde, die Ausführung gewaltig erschwert. Hiezu kam, daß die irrig geglaubte schnelle Flucht der Engländer und ihre Einschiffung in dem Hafen von Lissabon, uns weder eine Schlacht noch irgend einen Mangel, ja Beydes so wenig vermuthen ließ, daß wir uns vielmehr auf dem Zuge mit einer angenehmen Promenade, und mit dem ruhigen und beständigen Besitze dieses schönen und reichen Landes schmeichelten.

Die drey obern Gesundheitsbeamten in dem großen Hauptquartier waren Maillard als Medecin en chef, Gonel provisorischer Chirurgien en chef, und Bürdin Pharmacicen en chef. Die übrigen Armeekorps waren nach dem oben angeführten Plane besetzt.

Ich allein war in diesem Feldzuge in der übelsten Lage. Der Titular-Prinzipalarzt des 6ten Armeekorps, Namens Etienne, der Krankheitshalber schon beynahe ein ganzes Jahr von der Armee entfernt war, kam eben von der Gränze Frankreichs dahin zurück, als der Feldzug eröffnet werden sollte. Da er es aber zu beschwerlich fand, denselben mitzumachen; so verlangte er, daß man ihm die Aufsicht über die in Salamanca, Ciudad Rodrigo und Almeida zurückbleibenden Hospitäler übertragen möge. Sein Verlangen wurde genehmigt, und mir wurde die Funktion eines Prinzipal-Arztes bey diesem Armeekorps aufs Neue übertragen. Schon früher hatte ich sie, kaum von einem Nervenfieber mich erholend, verrichtet, so daß ich während der Belagerung von Ciudad Rodrigo und Almeida, womit das 6te Armeekorps beauftragt war, noch ehe ich hinreichende Kräfte hatte, um ohne Stütze zu gehen, schon wieder bivouacquiren musste. Indessen erlaubte mir der Diensteifer nicht, diesen ehrenvollen Auftrag abzuschlagen; auch war die freye Landluft für meine Erholung zuträglicher als die verpestete Stadt- und Hospitalluft.

§. 46.

Die Divisions-Aerzte waren in den vorgenannten Hospitälern, wohin die Kranken des 6ten Armeekorps gebracht waren, beschäftigt, als wir den Befehl zum Abmarsch erhielten. Dieser Befehl kam so unvermuthet, daß diese Aerzte nicht mehr einberufen, oder dessen Mittheilung an sie von Etienne besorgt werden konnte; vielleicht daß dieser sie mit Vorbedacht verspätete, um sich von Gehülfen nicht zu entblößen, und die Arbeit sich zu erleichtern. Ich war daher während der angeführten drey Belagerungen und während des ganzen Feldzugs in dem Hauptquartier allein, obgleich das 6te Armeekorps, aus drey vollen Divisionen bestehend, bey Weitem das stärkste war. Maillard gab mir zwar in der Folge einen Gehülfen (adjoint), den einzigen,

der ihm zur Disposition übrig war; allein schon in Coimbra musste ich ihn mit den dort zurückgebliebenen Kranken zurücklassen, mit denen ihn kurz nachher das Loos der Gefangenschaft traf. (§. 9.)

§. 47.

Außer diesem war das Gesundheits-Personal sowol in unserm Hauptquartier, als auch bey unsern Divisionen, und auch das, was zum Materiellen und zur Verwaltung eines Hospitals gehört, ziemlich vollständig; nur die Aerzte mangelten.

Schon in Azembuga hatte der Fürst von Elchingen Befehl zur Errichtung eines Hospitals gegeben; allein da wir uns dort nicht lange aufhielten, so wurden die dort befindlichen Kranken in das Haupthospital nach Santarem gebracht. Nachher aber wurde in Thomar, gleich nach unserer Ankunft Alles angewendet, um für das Armeekorps ein Hospital zu errichten. Obgleich aber die Engländer vor uns daselbst schon ein Hospital in einem vor der Stadt im Freyen liegenden Kloster gehabt hatten; so fanden sich dennoch, außer einigen hundert Bettstätten, nur noch wenige Geräthschaften dazu vor.

Die Kranken der 3 Divisionen des Armeekorps füllten bald das kleine Lokale ziemlich an; ich war ohne Gehülfen, und machte, so lange die Zahl der Kranken nicht über 3—400 stieg, den täglichen Besuch ganz allein; bald aber musste ich die Dienstbereitwilligkeit eines alten Oberchirurgen des Artillerietrains unsers Korps, der mir früher schon zu Lugo in einer eben so kritischen Lage ausgeholfen hatte, in Anspruch nehmen.

Glücklicherweise war es Winter und die Luft rein und gemäßigt, die Säle waren hoch und luftig, und die Läden konnten immer, ausgenommen bey heftigen Winden, offen gelassen werden. Dadurch wurde, unter Anwendung der vorschriftmäßigen Räucherungen mit der oxigenisirten Salz-

säure nach Guiton Morveaux, die Reinheit der Luft in den Sälen erhalten, so daß das so sehr gefährliche Lazarethfieber entfernt blieb.

§. 48—54.

Unter den in diesem Feldzuge herrschenden Krankheiten waren die Wechselfieber am häufigsten, und die gefährlichste die Ruhr.

Je mehr sich meine Kranken anhäuften, desto empfindlicher ward der Mangel an den nöthigen Bedürfnissen eines Hospitals. Nicht allein die Lebensmittel waren rar geworden, sondern auch das Leinenzeug, die Strohsäcke, Matrazen, das Geschirr und vorzüglich die Arzneyen fingen an zu mangeln, ob wir gleich von den in Ciudad-Rodrigo vorgefundenen auserlesenen Arzneyen einen schönen Vorrath mitgebracht hatten.

Dem Marschall war es sehr angelegen, das Hospital seines Korps in den bestmöglichen Zustand zu setzen, und der Ordonnateur wandte Alles an, um seine Absichten zu erreichen. Man schickte deßhalb außergewöhnlich auf die Marode, um, außer den Lebensmitteln, auch Leinenzeug, Bettungen und andre nöthige Gerathschaften aufzusuchen, und es wurde der Apotheker mit den nöthigen Begleitungen ausgesandt, um Arzneymittel zu erforschen und aufzubringen. Allein da die Offizinen der Apotheker allenthalben der Plünderung und Zerstörung am meisten ausgesetzt waren, so erhielten wir anfangs hie und da nur noch einige Mittel, und bald waren die Nachforschungen so ganz ohne Erfolg, daß wir, außer einem Vorrath von Schwefel, gar nichts mehr erhalten konnten.

§. 55.

Des angezeigten großen Mangels und der vielen Hindernisse ungeachtet, habe ich in dem Hospital zu Thomar meine Bemühung doch insofern belohnt gesehen, daß die Mortalität meines Hospitals, obgleich es das stärkste gewesen

ist, im Vergleiche mit den andern, verhältnißmäßig sehr gering war, und mir deßhalb der Medecin en chef der Armee schrieb, wie es komme, daß meine Hospitäler immer die besten Resultate geben.

An diesen Resultaten hatten freylich die väterliche Sorgfalt des Marschalls, und die rastlosen Bemühungen des Ordonnateurs großen Antheil: des Arztes strengste Pflichterfüllung ist oft nicht hinreichend, wenn es an der nöthigen Pflege, an der uneigennützigen Verwendung der vorräthigen Mittel und besonders an der Reinlichkeit fehlt.

§. 56.

Dem Militair-Arzte muß es eine besondere Angelegenheit seyn, sich mit dem Klima, den Produkten des Landes, in welches er kommt, und mit jenen äußern Einflüssen, welche auf die Gesundheit Bezug haben können, sogleich bekannt zu machen. Um sich darüber zu verständigen, darf er nur die Sitten und Gewohnheiten, die Lebensart und Kleidung der Eingebornen beobachten; dadurch schon erhält er den richtigen Fingerzeig, welchen Weg er einzuschlagen habe.

Dabey muß jedoch auch das Alter des Soldaten in Anschlag kommen.

Der junge Deutsche ist eher den inflammatorischen oder sthenischen Krankheiten unterworfen, und der junge Franzose mehr den asthenischen ausgesetzt. Bey diesem ist die Nostalgie eine der schlimmsten Krankheiten, die gar oft alle jene begleitet, welche auf Schwäche beruhen. In diesem Zustande sieht er dem Tode mit voller Geistesgegenwart entgegen, von keinem andern Wunsche belebt, als von diesem, in dem Schooße seiner Familie den Geist aufgeben zu können.

Glücklicherweise hatten wir in diesem Feldzuge wenige junge Leute; sie wurden alle in den Festungen zur Besatzung zurückgelassen, dadurch wurde die Zahl unsrer Kranken nicht wenig vermindert. Wenn ich sonst einen Transport von Conscribirten ankommen sah, so konnte ich sicher auf einen ver-

verhältnißmäßig stärkern Zuwachs für das Hospital rechnen, besonders in der letztern Zeit, wo die jungen Leute, einige Jahre früher schon zum Kriegsdienste ausgehoben, bey noch unvollendeter Körperbildung, oft kaum stark genug waren, den Sack und das Gewehr zu tragen, und die Kriegsstrapazen in den niedrigen freyen Landen auszudauern. Wie viel leichter und schneller hätten sie in den steinigen und gebirgigen Gegenden Portugalls, wo die Lebenskraft ohnehin schon so schnell aufgezehrt wird, unterliegen müssen, da der Soldat noch einen zehnfachen Vorrath von Kartuschen und seine Lebensmittel für zehn Tage auf dem Rücken mit sich schleppen mußte! Indessen sollte ich auch hier mit Kranken dieser Gattung nicht ganz verschont bleiben.

Der Divisionsgeneral, Graf von Erlon, kam eben mit dem 9ten Armeekorps, welches viele Conscribirte hatte, in der Gegend von Thomar an, und lagerte in den Gebirgen zwischen dieser Stadt und Castelbranco, als eben ein heftiger kalter Orkan wüthete, der beynahe 300 solcher junger Leute in einer Nacht tödtete, und dritthalbhundert andre erkranken machte, die in das Hospital nach Thomar gebracht wurden.

§. 59.

Dieser unvermuthete Zuwachs an Kranken war nun freylich für unsre wenigen Vorräthe zu groß. Der Marschall befahl, sie nach dem Hospital des großen Hauptquartiers in Torres novas zu schicken; aber auch dort waren sie, bey dem allgemeinen Mangel, ungebetene Gäste. Sie wurden daher wieder zurückgeschickt, und ob sie gleich nicht zu unserm Armeekorps gehörten, in unserm Hospital aufgenommen, wo sie unsern Mangel, und unsre kärglichen Vorräthe, wie wir sie hatten, theilten.

Von diesen neuen Ankömmlingen erfuhr ich, daß 300 ihrer Kameraden erfroren waren. Unter ihnen selbst befanden sich mehrere, an denen die Folgen der Kälte sichtbar wa-

ren. Bey einigen waren die äussern Gliedmaßen ganz erfroren; bey andern waren die Folgen apoplektisch, und sogar partielle Lähmungen eingetreten; die meisten aber litten auf der Brust, in einem erbärmlichen Zustande sich befindend.

So heftig und fürchterlich wüthen in dieser Gegend manchmal die Orkane, und der eben angezeigte ereignete sich in der angenehmsten Jahreszeit.

§. 60.

Indessen war das Brod und Fleisch bey uns so rar geworden, daß es für den Bedarf des Hospitals von dem Verpflegsamte des Hauptquartiers nicht mehr aufgetrieben werden konnte.

Der Marschall wusste aber, daß sich die Regimenter und einzelne Kompagnien einen nicht unbedeutenden Privatvorrath gemacht hatten, obgleich wir Andern in dem Hauptquartier darben mussten.

Er machte es daher jedem Regimente zur Obliegenheit, seine, in dem Hospital befindlichen Kranken selbst zu verpflegen. Darnach musste jedes Regiment für die Kranken, welche es in dem Hospital hatte, dahin soviel an Lebensmitteln abliefern, als für sie nach dem Auszug der Visiten-Cahiers verordnet war.

Von dieser Zeit an waren meine Kranken besser verpflegt.

§. 61.

Bey den andern Armeekorps fing aber der Mangel an so groß zu werden, daß der Fürst von Eßling, um jene zu unterstützen, in dem 6ten Armeekorps eine Requisition ausschrieb. Diesem zufolge musste ein jedes unsrer Regimenter an die der andern Korps 8 Malter Früchte oder Mais abgeben.

Auffallend waren bey diesem so augenscheinlich großen Mangel die verschwenderischen Tafeln, die zuweilen gegeben wurden.

Hatten die Bedienten einmal einen Truthahn, Pfau oder sonst einiges Geflügel von der Marode eingebracht, oder ward hie und da etwas Wildpret geschossen, oder ein schöner Fisch gefangen; so lud der Eigenthümer alle seine Freunde dazu ein; jeder von diesen beeiferte sich dann auch etwas beyzutragen, und etwas Seltenes oder Rares dazu aufzubringen, und so kam manchmal ein äußerst glänzendes Mittagessen zu Stande, bey dem man sich sehr gütlich that, um an dem folgenden Tage wieder mit dem Maisbrod vorlieb zu nehmen.

So wurden nicht selten in wenigen Stunden die Vorräthe von 14 Tagen fröhlich aufgezehrt.

§. 62 u. 63.

Solche kleine Nebensprünge waren zuweilen nothwendig, um uns aufzuheitern und zu zerstreuen. Indessen fehlte es auch sonst an Zerstreuungen nicht. Man fing schon an Konzerte zu geben, und sogar maskirte Bälle wurden veranstaltet. Auf den Neujahrstag und an Fastnacht kamen wohl über hundert Masken zusammen, und man tanzte, mit seinen weiblich gekleideten sechs Fuß hohen Kameraden, so vergnügt, als es nur eine so plumpe Illusion erlaubte.

In dem großen Hauptquartier zu Torres novas, war sogar ein Theater errichtet worden, und es hatten, besonders einige junge Leute von dem Zahlamte (Tresor), die bey dem traurigen Kassenzustande monatlich nur zwey Etats, mit zwey Zeros, für Einnahme und Ausgabe zu machen hatten, Zeit genug gefunden, sich in Frauenzimmer-Rollen so zu bilden, daß sie auf eine täuschend-angenehme Art die schönsten Karaktere vorstellten.

Ihre Kunst erhielt auch bald einen so großen Ruf, daß es aus allen Kantonnements dahin strömte, um ihre Vorstellungen zu sehen.

§. 64.

Obgleich schon längst unter den Offizieren kein Geld mehr war, so hörte man doch nicht auf zu spielen, und zwar hoch

zu spielen. Ein Revüen-Inspektor hatte in dem Laufe dieses Feldzugs nicht weniger als 80,000 Franken verloren.

Das Geld, welches man mitgebracht hatte, blieb freylich bey der Armee; aber es war in die Säcke der Marketender, Bedienten und Hufschmiede geflossen.

Diese letztern waren besonders abscheuliche Diebe, die sich so recht den Augenblick zu Nutze machten, um ihre Hufeisen zu vergolden. Es war eine wahre Noth für den, welcher Pferde halten und haben musste. Denn erstens musste man für jedes Pferd die Eisen und die Nägel dazu im Vorrath mit sich schleppen, wenn man's nicht darauf ankommen lassen wollte, seine Pferde zu verlieren, und dadurch selbst in Gefahr zu kommen. Dann musste man die Schmiede sehr höflich bitten, und ihnen für jedes Eisen, das sie aufschlugen, 5 Franken bezahlen. War aber ja ein solcher Schmied gnädig genug, um ein Eisen und die Nägel dazu herzugeben, so verlangte er dafür nicht weniger als einen Louisd'or in Gold, und man musste dessen noch recht froh seyn, und sich gar höflich dafür bedanken, um seine Hülfe nicht für einen künftigen Nothfall zu verscherzen.

So groß diese Kosten waren, so wenig taugten diese Eisen, die aus gegossenen Fenster- und Stiegengesimsen gefertigt, grob und spröde waren, und oft schon in der ersten Stunde, wie Glas, zersprangen. Nur die Artillerie hatte gute Eisen. Es war wirklich sehenswerth, wie man sich manchmal um den Besitz eines Hufeisens, oder auch nur um eines Hufnagels stritt. Nicht selten sah man Stabsoffiziere, Kriegskommissaire, Gesundheitsbeamten und Employés beschäftigt, von dem Hufe eines krepirten Pferdes oder Maulthieres, das auf der Heerstraße lag, die Eisen loszuschlagen, und Einer den Andern verdrängen, um sich diesen Erwerb, wegen dessen man sich glücklich schätzte, zu verschaffen.

§. 65.

Die gute Ordnung, welche der Marschall in der Stadt

Thomar eingeführt, und die Versprechungen, die er für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gemacht hatte, vermochten doch hie und da einige der geflüchteten Einwohner in ihre Wohnungen zurückzukehren, oder ihre Hausgenossen zu senden. So kamen von dem Hause des Kapitain Moor (Kommandanten der Miliz), in dessen Wohnung ich logirte, nach und nach vier Dienstboten zurück.

Der Soldat spekulirte darauf, und fing nun an, den zurückgekommenen Einwohnern Lebensmittel zu verkaufen. Aber auch diese spekulirten, und so kam nun bald ein Markt zu Stande, wo man Fische, Wildpret, Geflügel u. dgl. zum Kauf ausgestellt fand. Allein dadurch ward das Geld nur noch seltener als zuvor.

Kurz vor unserm Einrücken in Portugall, noch in Salamanca, wurde der Sold von 6 Monaten in Lingots (Silberbarren) ausgezahlt, die in einem sehr niedrigen Preise standen, denn schon wurde das Geld sparsamer aus Frankreich geschickt, und dieser Transport litt manche Schwierigkeit und Zögerung dadurch, daß durch die vielen Korps von Guerillen die Heerstraßen in Spanien schon zu unsicher, und deßhalb starke Eskorten nöthig waren.

Diese Lingots kamen zur Bezahlung der Kontributionen von den geistlichen Stiftungen und aufgehobenen Klöstern in der Provinz Salamanca, wo es deren außerordentlich viel gab, ein.

Zwar fehlte es den Spaniern noch lange nicht an geprägter Münze, denn das Gold, das doch in diesem Lande einheimisch ist, war verborgen und stand in hohem Preise; allein die Spanier bezahlten zuerst in ungeprägtem Silber, dann in kleiner Münze, endlich in französischem Gelde, hernach in Piastern, selten aber in Gold. Nur, wenn das Silber rar zu werden anfing, kamen die spanischen Quadrupel's zum Vorschein, die zwey Loth im Gewichte haben, und in ihrer Sprache eine Goldunga genannt werden.

Dieses Zahlungssystem wurde bey allen Gerichten und Kameralstellen, und von allen Individuen befolgt; uns war es sehr nachtheilig, ihnen aber erhielt es das Gold im Lande.

Freylich sind durch indirekte Expressungen enorme Summen in die Privatbeutel geflossen und außer Landes geschickt worden; allein diese Versendungen geschahen nicht mit spanischem Gelde, sondern durch Anweisungen von Seiten der Armee, (traits de l'armée) die von dem öffentlichen Schatze garantirt waren, in Frankreich al pari standen, bey allen öffentlichen Kassen angenommen, und nach 10tägiger Sicht ausbezahlt wurden. Diese gemächliche Versendungs-Art schien ganz eigens zu Gunsten des spanischen Zahlungssystems gemacht zu seyn. Aber auch den Zahlmeistern in der Armee war sehr damit gedient; sie empfingen gegen Papier spanisches Geld, das sie zu ihrem Vortheile umsetzten, und womit sie ihre Zahlungen machten. Die Regierung selbst wurde der Transportkosten und der Gefahr enthoben.

Ich weiß übrigens nicht, ob es eine gute oder schlechte Finanz-Operation war, daß die Lingots in der Münze zu Madrid in so großem Miskredit standen. Diese Gold- und Silberstangen sind oben und unten auf ihren abgehauenen Enden, und in der Mitte des Gusses, wo ihr Grad bezeichnet ist, gestempelt. Ihr innerer Gehalt und ihr Gewicht ist zugleich durch eine dabey befindliche, von dem Stempler unterschriebene Note bescheinigt. Dieser Gehalt ist von 18 bis 22 Graden verschieden, indeß der Piaster, oder die Unze geprägten Silbers im Umlaufe den Werth von 20 Realen hat.

Das mit spanischem Stempel geprägte Silber und Gold durfte nie außer Lands geführt werden. Daher verloren die Lingots anfangs die Hälfte; nachmals sollten sie zu 2 vom Hundert Verlust in der Münze aufgenommen werden; allein man konnte sie niemals anbringen, vielleicht, weil nie geprägtes Geld in den Kassen war. Wir hatten also Geldeswerth, das keinen Kurs hatte, und waren somit — ohne Geld.

Noch eine Ursache wirkte, daß in unsern Armeekorps das Geld so selten war. Als wir die Belagerung von Ciudad Rodrigo beynahe schon vollendet hatten, befand sich ein schöner Vorrath in der Kasse. Sobald aber der Fürst von Eßling zur Armee kam, und den Oberbefehl derselben übernahm, verlangte er zuerst die Auslieferung dieser unserer Kasse. Der Marschall Ney widersetzte sich zwar, konnte aber auf seiner Weigerung gegen den Willen des Oberbefehlshabers nicht beharren. Auch der Zahlmeister unsers Korps weigerte sich, sie auszuliefern; allein der Fürst von Eßling machte einen gewaltsamen Einbruch, d. i. er schickte einen Offizier seines Generalstabs mit einigen Gensd'armen, und ließ gegen Bescheinigung in Gegenwart des Zahlmeisters die verlangte Summe aus der Kasse nehmen. Die Bescheinigung wird durch einen darüber gefertigten Procesverbal gegeben, der von allen Anwesenden unterschrieben wird, und dient dem Zahlmeister zu seiner Rechtfertigung. Die Zahlmeister der Armee stehen nämlich unter dem Minister des öffentlichen Schatzes, und können nur auf seine Anweisung irgend eine Zahlung machen. Den Marschällen oder Generalen, die en chef kommandiren, werden von eben diesem Minister nur bestimmte Summen zur Bestreitung gewisser und benannter Ausgaben überlassen, und außer diesen können sie über keine andern Summen, die für Rechnung des Schatzes in ihre Kassen eingegangen sind, verfügen. Im Nothfalle ist daher ein solcher Einbruch das gewöhnliche Hülfsmittel, um Blößen zu decken, und dringenden und unvorhergesehenen Bedürfnissen zu steuern. Der Marschall, oder General en Chef ist aber dafür dem Minister des Schatzes verantwortlich und rechnungspflichtig.

Dieser Fall trat denn auch diesmal bey uns ein, machte leider! zu unserm größten Mißvergnügen unsre Kasse leer, und setzte unsern Sold aufs Neue in Rückstand.

Als das Offizierkorps am Neujahrstage über den

Geldmangel bey dem Marschall in der Visite sich beklagte, antwortete dieser, daß er selbst nur noch einige hundert Franken übrig habe. Er machte uns jedoch Hoffnung, daß für die baldige Zahlung des Soldes gesorgt werden würde, wenigstens hatte er die gute Absicht, Geld kommen zu lassen; allein der Antrag dazu wurde ihm von dem Oberbefehlshaber, Fürsten von Eßling, abgeschlagen.

Dieses machte eine allgemeine widrige Sensation, und des Verbots ungeachtet schickte der Marschall einen seiner Adjutanten nach Paris.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Anekdote zu erzählen, die uns in der Folge viel lachen machte, und Stoff zu manchen witzigen Einfällen gab. Dieser Adjutant ein geborner Gasconier, nannte sich D'Albignac. Als er dem Kaiser unsre traurige Lage geschildert hatte, fragte ihn dieser: de quoi vivez-vous donc? seine Antwort war: du devouement, Sire. Diese lakonische Antwort veranlaßte eine weitere nicht minder lakonische Frage und Antwort; denn nun fragte der Kaiser: comment vous appelez vous? und als der Adjutant seinen Namen in ignac prononcirte, antwortete der erstere geschwind: je l'ai bien pensé. Ein Beweis, daß die Gasconier auch in unsern Tagen ihren alten Ruf noch nicht verloren haben, und die Namen in ic und ac noch immer in einem großen Verdachte stehen!

Bey seiner Zurückkunft erzählte uns der Adjutant diese Begebenheit selbst, mit der zufriedenen, muntern und den Gasconiern eigenen Laune und Gewandtheit, und wiederholte sie mit der nämlichen Munterkeit, so oft der Koch nichts im Topfe hatte.

Von dieser Speise wurde man freylich nicht satt, aber man lachte wenigstens, und die gute Laune verscheuchte manchmal den Hunger und Mißmuth, wenn die Noth am größten war. Indessen der versprochene Sold blieb aus.

Ich erinnere mich zwar, daß die Rede von einer Anleihe war, die in der Armee zwar nicht für den Sold, sondern für andre nöthige Armeebedürfnisse gemacht werden sollte, und wozu freylich die oben beschriebenen Schmiede und die Marketender den größten Beyschuß machen konnten; ich weiß aber auch, daß manche gemeine Soldaten bedeutende Summen gegen Bons in die Kasse des Zahlmeisters geliefert haben.

Das achte Armeekorps eröffnete sogar ein Privat-Anlehen bey dem unsrigen, aber, soviel ich mich erinnere, mit wenig gutem Erfolge; soviel aber weiß ich noch, daß der Zahlmeister, als wir den Grenzen Spaniens wieder näher waren, seine letzte Quadrupel mit mir theilte, daß wir Chocolade und Taback, der mir zum Bedürfniß geworden war, kauften, und ich damals für eine Pfeife Taback einen Piaster, so wie ein andermal für ein Pfund Schnupftaback sechzig Franken zahlte.

§. 66.

Der Taback ist in einer Armee ein bedeutendes großes Bedürfniß. Der Raucher gab oft für eine Pfeife Taback sein Mittagsmahl, und verscheuchte sich lieber damit seinen Hunger. Ich selbst habe in den heißen Sommertagen auf dem Marsche manchmal meinen Durst durch eine Pfeife Taback oder ein Zigaro gestillt, wenn andere an einer Wasserquelle, bey erhitztem Körper, denselben zu löschen suchten, und sich durch zu schnelle Abkühlung oft Magenschmerzen, Diarrhöe, Pleurisien, oder gar die Lungensucht zuzogen, oder doch ihren Durst nur auf eine Viertelstunde stillten, und bald darauf seine Wirkung um so stärker wieder fühlten, indessen ich durch meine Pfeife desalterirt ward, den Mund feucht erhielt und wieder eine trockne Haut bekam. Nur am Abend, in voller Ruhe, trank ich dann, um die am Tage verlornen Feuchtigkeiten wieder zu ersetzen.

Eben so ruhig sah ich oft den Soldaten, welcher Taback im Munde kauete, an einer solchen Quelle, gleichsam mit Abscheu vorübergehen, und mit Kraft seinen Weg fortsetzen, wenn jene, die schon einmal zu trinken angefangen hatten, sich, kaum eine Viertelstunde von der vorigen entfernt, alle Augenblicke ängstlich nach einer neuen Quelle umsahen. Auch nur diese Wassertrinker, die gewöhnlich schnell ermüdeten, und bald aus Entkräftung zurück blieben, waren es, die als Opfer ihrer Unvorsichtigkeit in die Hände der uns immer auf dem Rücken folgenden Bauern oder Guerillen fielen, und von diesen so manche Marter erdulden und oft eines schmählichen Todes sterben mussten.

Die Engländer hatten gegen das Bedürfniß des Durstes eine besondere, sehr belobenswerthe Vorsicht. Ihre Unteroffiziere trugen Flaschen, die, mit einer Komposition von Rhum und Limonensaft angefüllt, um ihre Schultern hingen; davon reichten sie auf dem Marsche dem durstigen Soldaten, wenn er sich einer Quelle nähern wollte, einen Schluck, und hielten ihn dann mit Strenge von der Quelle zurück. Je wärmer das Land ist, desto nothwendiger ist diese diätetische Maßregel, wenn anders die Regierung den festen Willen hat, für die Erhaltung ihres Vertheidigers ernstlich und väterlich zu sorgen. Obgleich dieser zusammengesetzte Trank oft schon durch die darauf wirkende Sonnenhitze ganz warm geworden war, so war er nur um so dienlicher, und stillte um so bleibender den Durst.

Es ist gewiß, daß auf den Märschen durch solche, leicht zu verhütende, Unvorsichtigkeiten der Grund zu manchen Krankheiten gelegt wird, deren Stoff sich erst später weiter entwickelt. Auch füllten jedesmal nach solchen Märschen die Kranken zu Hunderten die Hospitäler.

§. 67.

Die Krankheiten, die wir bey der grossen, durch Orkane verursachten, Kälte bemerkten, zeigten sich hier durch

die Wirkung der grossen Hitze wieder. Ihre Ursachen waren beynahe die nämlichen, ihre Resultate mussten sich also auch in ähnlichem Maße verwandt seyn.

Man kann jedoch im Allgemeinen annehmen, daß die Armee von Portugall, während des Feldzugs vom September 1810 bis zum März 1811, im Verhältnisse ihrer Stärke, einen nur sehr geringen Verlust, die Hinwegnahme des Hospitals von Coimbra ausgenommen, erlitten hat.

§. 68—70.

Während unsre so beträchtliche Armee beschäftigt war, auf rechtlosem Wege, kümmerlich für ihre Existenz zu sorgen, suchte der englische Befehlshaber in Lissabon seine Armee zu vermehren; er organisirte eine portugiesische Armee, der er englische Offiziere vorsetzte, reparirte das Materielle der seinigen, errichtete ungeheure Magazine allda, kaufte viele Tausende zum Transport bestimmte Maulthiere, und erwartete den günstigen Augenblick uns anzugreifen.

Auch die Spanier formirten ihrer Seits ihre Armeen wieder in Gallizien und Andalusien; die vielen Korps der Guerillen wuchsen zu Divisionen an, und beunruhigten ganz Spanien. Unsre mittägliche Armee von Andalusien verlor eine Division, und Badajoz war schon wieder bedroht.

Zugleich fingen die Gewässer an sich zu erheben, wie es hier nach dem anhaltenden Regen, der den Winter bezeichnet, immer zu geschehen pflegt. Vier Wochen lang hatte das Regenwetter gedauert, als die Bergströme gewaltsam herabstürzten und die Flüsse anschwellten, die dann aus den Ufern traten, und die Thäler unter Wasser setzten.

Diese Umstände bestimmten den Fürsten von Eßling, den Rückzug anzuordnen. Das 9te Korps war schon vorangegangen, und indem es den linken Flügel bildete, deckte es uns von der Seite von Castelbranco; das 8te Korps marschirte über Ouren, an den Ufern des Meers, und bildete den rechten Flügel. Schon war das 2te Korps in unserer

Nähe im Mittelpunkte, und wir, das 6te Armeekorps, hatten noch keinen Befehl zum Aufbruch.

§. 71.

So sehr auch Thomar während unsers Aufenthalts geschont wurde; so sehr litt es nach unserm Abmarsch. Es wurde Feuer in die prächtige Manufaktur gelegt; ob es durch Zufall oder auf Befehl geschah, konnte ich nicht erfahren; man wollte mich aber versichern, daß es bald nach dem Abmarsche des 2ten Korps wieder gelöscht worden sey.

Eine Abscheulichkeit wurde hier von einem, zu unserm Korps gehörigen Offizier (es war ein deutscher ***) verübt, die ihn ewig beunruhigen sollte. Die schönste von drey Schwestern entführte er aus einem der angesehensten und reichsten Handelshäuser, und schickte sie nach 2 Tagen, mit Schande beladen, zurück. Schmerzlich war für jeden Offizier des Korps diese Handlung, besonders auch darum, weil wir in diesem Hause, wo zuvor einer unsrer Divisionsgeneräle gewohnt hatte, sehr gut aufgenommen waren. Am strengsten aber rügte sie der Marschall; er schickte den Offizier zurück.

§. 72.

In Pombal ward der Befehl gegeben, alle Wagen und Fourgons zu verbrennen. Der Marschall machte mit den seinigen den Anfang; nach diesen folgte der Wagen des Schatzes (der Tresor), der freylich nur die Kassenbücher enthielt, zu meinem besondern Leidwesen, weil ich dort meine, noch aus Spanien mitgebrachten, Lingots, niedergelegt hatte, in der Hoffnung, sie in Lissabon besser abzusetzen; denn nun musste ich von meinen Büchern zurücklassen, um Platz dafür in meinen Kantinen zu erhalten.

Einer dieser Fourgons, der jedoch zu dem grossen Hauptquartier gehörte, hatte eine ganz sonderbare, und einer Armee ganz fremde Ladung; er war nämlich mit lauter farbigen Pariser Frauenzimmerschuhen und mit schönen und zierlichen Fächern angefüllt.

Diese seltene Spekulation war freylich auf den ruhigen Besitz von Lissabon berechnet, und würde dort, wo die Frauenzimmer so sehr viel auf eine niedliche chaussure halten, reichliche Prozente getragen haben. Aber leider ging auch diese, wie alle unsre süßen Hoffnungen zu Pombal in Rauch auf.

Anfangs musste ich viel über diese sonderbare Erscheinung lachen. Bald aber machte mein staunendes Lachen einer ernstern Betrachtung Platz. Da, wo man Mehl, Brod, Zwieback und zum Hospital gehörige Vorräthe hätte finden sollen, da sah man, leider! wie durch eine bizzare Industrie dem Geiz und der sträflichen Gewinnsucht auf Kosten der leidenden Menschheit gefröhnt ward. Ein jeder der flammenden Fourgons, an denen ich umherging, gab mir und bestätigte die traurige Ueberzeugung, welch' schrecklicher Mißbrauch von den öffentlichen Mitteln zu unerlaubten Privatvortheilen allenthalben gemacht wird.

§. 73.

Die Damen, die mit den glänzendsten Hoffnungen den Feldzug verschönert hatten, verstummten, früher schon von der unerwarteten Täuschung niedergedrückt, jetzt ganz vor dem allgemeinen Befehlen der Zerstörung. Noch vor wenigen Stunden sahen sie von ihren prächtigen Karossen stolz auf jene herab, die schon im Einzuge die ihrigen verloren hatten, und jetzt auf ihren kleinen Eseln oder Maulthieren demüthig ihre Reihe in dem gemischten Zuge hielten, indessen sie Sorge getragen hatten, ihre Equipage gemächlich und sicher einzurichten; nun — baten, schrien, weinten und baten sie wieder, vergebens — alle Wagen mussten verbrannt werden. Aber welche Verlegenheit! Sie konnten auf ihren großen Pferden oder Maulthieren nicht reiten; sie hatten keine Sättel, und die Pferde oder Maulthiere waren zu groß, zu wild oder zu mager. Es ward nun gehandelt, verhandelt, getauscht und wieder getauscht, um nur auf leidentliche Art fortzukommen. Endlich mussten sie sich in Marsch

setzen, zu Fuß oder zu Pferde, wie und so gut sie konnten. Es ist übrigens leicht zu begreifen, daß ein großer Theil derselben, bey der ganz ungewohnten Art zu marschiren, sehr viel gelitten hat.

§. 74.

Das zweyte Korps passirte Pombal, und das sechste machte die Arriergarde. Der Marschall bestimmte sogleich die zweyte Division dieses Korps zur außerordentlichen Arriergarde; denn die Kavallerie konnte in diesen gebirgigen Gegenden nicht gebraucht werden. Wir nahmen den Weg rechts über Redinha. Hier war das Wasser stark ausgetreten, und die kleine, schmale, steinerne Brücke, und das Drängen der Menschen und Pferde machte bald die Armee stocken. Dadurch gewannen die Engländer Zeit uns zu erreichen, und rechts zu umgehen. Das Treffen nahm seinen Anfang, wurde heftig und anhaltend. Ich sah das 50ste Linienregiment, das nicht mehr Zeit hatte die Brücke zu erreichen, ins Wasser stürzen, und sich so mit Verlust zurückziehen; besonders hatte ich da einige Offiziere dieses Regiments, von meiner Bekanntschaft, zu bedauern, die dem Strome des reißenden Bergwassers nicht widerstehen konnten und hülflos ertranken.

Am folgenden Tage morgens veränderte der Marschall diese Division der Arriergarde. Er wechselte den General und zwey Regimenter, und war nun allenthalben gegenwärtig, verließ das Schlachtfeld keinen Augenblick, ordnete auch jede kleine Veränderung in der Stellung selbst an, bezeichnete den Ort, wo jede Kanone aufgepflanzt werden sollte, und bewies auch in dem hitzigsten Gefechte eine solche Kaltblütigkeit, die man bey ihm, einem sonst so raschen Manne nicht vermuthen sollte.

§. 75.

Wir hatten Puente del Corbo unter täglichen Gefechten kaum erreicht, als ein neues Treffen entstand. Die

hölzerne Brücke war ebenfalls sehr eng, das Wasser zwar nicht tief aber sehr reißend und der Boden äußerst felsigt. Hier war für uns einer der gefährlichsten Punkte; aber jeder Berg, jeder Hügel war eine militairische Position. Die Engländer folgten uns auf dem Fuße, und griffen uns allenthalben wacker an; aber die Vertheidigung war eben so standhaft und kraftvoll.

In der That, manchmal wunderte es mich, wie eine vorher so indisciplinirte und demoralisirte Armee, die durch Mangel und Unmuth niedergedrückt war, dennoch jetzt so kraftvollen Widerstand leisten konnte. Aber so ist nun einmal der Franzose: wenn man ihn getrennt und mißmuthig glaubt, vereinigt und stärkt ihn die Gefahr nur um so mehr, wenn er einen Anführer hat, dem er vertrauet, und der Kopf und Kraft genug hat, das Vertrauen zu rechtfertigen. Jedoch das ist auch, etwas mehr oder minder, die Geschichte und der Karakter aller Nationen.

Bald hernach erreichten wir die von den Engländern gemachte oder verbesserte Heerstraße, und wir marschirten jetzt noch, wo nicht ruhig, doch in kleinern Tagmärschen als zuvor. Eine Division Dragoner wurde gegen Coimbra geschickt, um es aufzufordern, oder sich der Brücke zu bemächtigen, indessen das 9te Korps von einer andern Seite auf Celorico marschirte, um die Brücke über den Mondego zu gewinnen, wo uns die Garnisonen von Oporto und Coimbra zuvorkommen konnten. In eben dieser Hinsicht hatte wohl die Absendung der Dragoner-Division mehr den Zweck gehabt, die Besatzung des letztern Orts in Respekt zu halten.

Wir marschirten nun unmittlbar vor unserm Armeekorps her bis nach Celorico, wo wir den Mondego ungehindert passirten.

§. 76—77.

Jetzt hieß es, der Fürst von Eßling habe bestimmt, den Rückzug nach Coria zu nehmen, vielleicht in der Absicht, um

sich Badajoz zu nähern; der Marschall Ney aber wollte sich nach Almeida und Ciudad-Rodrigo zurückziehen. Einige wollten sogar behaupten, Letzterer habe sich bestimmt erklärt, daß wenn der Fürst nach Coira ginge, er den Weg nach Rodrigo nehme, um die reiche Provinz Salamanca mit seinem Korps zu decken, und die oben genannten Festungen zu erhalten. Ich weiß nicht, war es dieser Widerspruch, oder die unangenehme Rückerinnerung an einen frühern Vorfall, welcher machte, daß der Marschall den Befehl bekam, nach Paris zu gehen. Dieser ging auch sogleich von der Armee ab.

Jener Vorfall war folgender: Während einem der Gefechte, die auf unserm Rückzuge beynahe kein Ende nahmen, kam eines Tages der Fürst von Eßling in die Position des Marschalls, der sich nicht zurückhielt, um demselben zu sagen, er möge nur gehen, da er ihn in seiner Operation nur hindere.

Ich bin nicht gesinnt und auch nicht geeignet, diesen Feldzug, in militairischer Hinsicht, zu beschreiben; ich erzähle nur was ich gesehen und gehört habe; allein ich glaube, daß, hätte man den Plan des Marschalls Ney befolgt, all das Unglück, welches uns in der Folge traf, über unsre Armeen nicht gekommen wäre. Almeida und Rodrigo hätten dann können erhalten werden, und wenn auch der Marschall Soult genöthigt worden wäre, sich auf die Guadiana zurückzuziehen; so hätte er doch Badajoz schützen können, oder wenn er sogar bis auf den Tago hätte zurückgehen müssen, so wären zwar die beträchtlichen Provinzen Andalusien und Estramadura verloren gegangen; allein die Armeen wären dann mehr koncentrirt worden, um das Innere von Spanien zu erhalten. Vielleicht wäre es noch Zeit gewesen Rodrigo und Badajoz zu sichern, wenn wir uns nach dem nachher unter dem Marschall Marmont zum Entsatz dieser letztern Festung dennoch erfolgten Zuge, nach Estramadura

mehr

mehr konzentrirt und die Feinde mehr beschäftigt hätten. Allein die unglückliche Armee von Portugall hatte jetzt keine feste Bestimmung, und ihr Schicksal war, daß sie bald dahin bald dorthin zum Succurse marschiren musste. So mussten wir, kaum in Salamanca angekommen, wieder auf den Tago zurück, und endlich gar bis nach Valencia, um dem Marschall Suchet bey der Belagerung dieses Platzes zur Reserve zu dienen, während welcher Zeit die Engländer Anstalten trafen, Rodrigo durch eine schnelle Belagerung und mit einem eben so schnellen Sturm zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Nur Brod und Stiergefechte!

Lobrede des blühenden Zustandes Spaniens unter der Regierung Karl des IV. auf dem Stiergefechtsplatze in Madrid, gehalten von Don Gaspar Melchior de Jovellanos.

Aus dem Spanischen übersetzt.

Vorbericht des Uebersetzers.

Don Gaspar Melchior de Jovellanos, geboren in Giron den 6. Januar 1744, vollendete seine Studien auf der Universität zu Alcala. In seinem 23sten Jahre bekam er eine Gerichtsstelle in Seville. Schon damals entwickelte er Eigenschaften, die meistens nur Erfahrung und Alter verschaffen, und die ihn, in der Folge seines thätigen Lebens als Staatsbürger, zum Modelle der Tugend und zur Zierde seines Vaterlands machten. Er vereinbarte edlen Stolz mit Gutmüthigkeit und offenem Sinne, die wärmste

Vaterlandsliebe mit den ausgedehntesten Kenntnissen der Bedürfnisse seiner Nation, unermüdetes Nachforschen mit starker Kraft das Gute zu befördern, und die Mißbräuche mit Vorsichtigkeit zu verfolgen, und Thätigkeit mit weiser Mäßigung, um nicht mit Gefahr verderblicher Erfahrungen Besserung zu ertrotzen. Von Seville wurde er nach Madrid berufen, wo er im Rathe der Orden angestellt wurde: Karl der 3te regierte. Spanien schien für die Wissenschaften und Künste, den edeln Wünschen seines Monarchen gemäß, aufblühen zu wollen. Wenn damals nicht immer die wahren Mittel ergriffen wurden, welche Spanien zu dem Glanze erheben konnten, der seiner alten Größe, seinem frühern Ruhme, und seinen natürlichen Reichthümern gebührt, so ist es doch jene Epoche, welche es dieser Bestimmung näher zu bringen versprach. Einige würdige Männer unterstützten die guten Wünsche des wohlmeinenden, doch, dem Zeitpunkt gemäß, nicht mit hinlänglichen Geisteskräften beseelten Monarchen. Jovellanos zeichnete sich durch muthvolle und geschickte Angriffe gegen nachtheilige Gesetze, und durch die Erweckung der Mittel zu einer weisen Erziehung der Jugend, aufs vorzüglichste aus. Kurz nach der Thronbesteigung Karl des 4ten, wurde ihm die Aufsicht und ein neuer Unterrichts-Plan der Militär-Akademie von Alkantara, aufgetragen. Mitten in seiner Beschäftigung, dem Staate und der Nation gebildete Vertheidiger und Mitbürger zu verschaffen, erfährt Jovellanos die tückische Verfolgung eines seiner Freunde, dessen Verdienste ums Vaterland, bey der beginnenden Ränkesucht und den schändlichen Lastern, welche die Hauptzüge der Regierung Karl des 4ten sind, die Ursache der schnödesten Verfolgung wurde. In solchen Umständen konnte der Vertheidiger der verfolgten Tugend nicht der Gefahr entgehen, als ein Verbrecher behandelt zu werden. Jovellanos Anstellung bey der Steinkohlen-Verwaltung in Asturien war der Vorwand, unter dem man ihn aus der Hauptstadt verwies. Als Gegner der Grundsätze, die im Rathe seines Fürsten obwalteten, aber stets dem Glück und der Würde seines Vaterlands zugethan, wusste er selbst die beschränkten Mittel seines Wirkungskreises zur reichen Quelle von Wohlthaten für die öffentliche Bildung und das allgemeine Glück, durch die Stiftung eines Gymnasiums in Asturien, zu machen. Diese Anstalt ward der Sammelplatz der geschicktesten Män-

ner im Lehrfache. Jovellanos unterwies in der Naturgeschichte und Chemie, und seine Erklärungen der Naturgeheimnisse richteten sich nicht allein um den wahren und reinen Glauben zu verbreiten, sondern die groben und verächtlichen Vorurtheile in ihrem wahren Lichte zu zeigen.

Die Tyranney verfolgt die Tugend, indem sie sie zu ihrem Werkzeug zu machen sucht. Die Gehässige verläugnet sich nicht, daß sie des Glanzes des Bessern bedarf, um ihre Frevel zu umhüllen. Damit ihr Alles diene und gehorche, heuchelt sie oft Großmuth gegen die Tugend, um sie mit goldnen Fesseln zu bezwingen. So war es unter der Regierung des Friedensfürsten Godoy. Dieser nichtswürdige, unwissende Günstling hatte augenblickliche Anfälle, wo er das Verdienst aufsuchte und belohnte. In einem solchen Augenblick vertraute er Jovellanos die Stelle eines Justizministers, (im Jahr 1797). Einige Verbesserungen, die er anrieth, zogen ihm bald die Mißgunst und Verfolgungen zu. Die Königinn, wie es manchmal zugeschehen pflegte, mit dem Friedensfürsten entzweyt, machte den Jovellanos zum Vertrauten ihres Entschlusses, den Günstling von der Höhe seiner Macht herabzustürzen. Die Versöhnung, die bald darauf erfolgte, verursachte Jovellanos Absetzung, der freylich unvorsichtig genug gewesen, einen Bund mit der lasterhaftesten Schwäche zu einer guten That zu schließen. Er kehrte nach Gixon zurück, wo er sich neuerdings mit unermüdetem Eifer dem öffentlichen Unterricht widmete. Von da wurde er nach Majorka verwiesen. Seine Bemühungen, um seine Unschuld an den Tag zu legen, zogen ihm noch strengere Verfolgungen zu, und endlich wurde er zur Gefangenschaft in der Festung Majorka verurtheilt, und erlitt allda die härteste Behandlung und Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Erst nach dem Falle des Friedensfürsten, und in dem Augenblick, wo der glorreiche Aufstand gegen den verrätherischen Feind ausbrach, gelangte Jovellanos zu seiner Freyheit. Der junge Monarch heischte seine Dienste zum Wohl seiner Mitbürger. Als Napoleon den tollen, verbrecherischen Schritt begangen hatte, der Rachsucht der Spanier, durch die Gefangennehmung der königlichen Familie, einen bestimmten und seelenerhebenden Zweck zu geben, und eine Regierung, in der Abwesenheit des Königs, gebildet wurde, beglückte sich ganz Spanien, an ihrer Spitze den ehrwür-

digen Jovellanos zu sehen. Seine ausgestandenen Leiden vermehrten die Liebe und das Zutrauen, das er verdiente. Bey der Zusammenberufung der Cortes, zu der er kräftig mitgewirkt hatte, machte er endlich die Erfahrung, wie leicht ein falscher Eifer für die Neuerungen dem Despotismus gleich werden kann. Er widersetzte sich den Aufwallungen der Leidenschaften derer, welche an Einem Tage Mißbräuche von Jahrhunderten vertilgen wollten. Er erwies auf die beredsamste und unwiderleglichste Weise die Nothwendigkeit der Versammlung der drey Stände in besondern Kammern. Man beschuldigte ihn, ein Anhänger der Vorrechte des Adels zu seyn, und die Rechte des Volks beeinträchtigen zu wollen. Er hatte das nämliche Loos als der würdige Olavides. Verfolgt von der Inquisition, floh dieser aufgeklärte Freund der Menschheit nach Frankreich, wo ihn die sogenannten Vertheidiger der Freyheit und Gleichheit tyrannischer als die Wüteriche des Despotismus behandelten. Jovellanos wurde nach dem Sturz der Regierung von Sevilla *), die Einkünfte des Staats veruntreut zu haben, angeklagt, und hatte den tiefen Schmerz, die schimpflichsten Untersuchungen erdulden zu müssen. Seine Unschuld erwies sich. Eine solche Ungerechtigkeit schlug aber den sonst so großen Muth dieses edeln und unglücklichen Mannes gänzlich nieder. Er lebte einige Zeit in Gallizien, und kehrte, als die Franzosen Asturien verlassen hatten, in seine Vaterstadt zurück. Nach dem neuen Einfall des Feindes in Asturien, ward er auf seiner Flucht zur See von einem wüthenden Sturmwinde ergriffen, und entging mit seinen Unglücksgefährten, nur mit der größten Gefahr dem Tode. Er rettete sich in den Hafen von Vega, wo er kurze Zeit darauf, an den Folgen eines hartnäckigen Fiebers, den 27. Nov. 1811, starb. Er war Mitglied aller Akademien Spaniens; und die ökonomische Gesellschaft verdankt ihm besonders den Glanz, den er ihr durch seine Schriften gegeben hat. Seine Abhandlung über die Ackergesetze, wovon Laborde in seiner Reisebeschreibung von Spanien **), eine vortreffliche Uebersetzung geliefert hat,

*) Die Central-Junta.

**) Itinéraire descriptif de l'Espagne etc. etc. par Alexandre Laborde. 1808. 4ter Th. S. 103—294.

wird als eines der besten Werke über die Staatswirthschaft angesehen. Eine andre Schrift, betitelt: die Republik der Juden, wird jedem Liebhaber der Literatur nützlich und angenehm seyn. Seine Rede über die schönen Künste Spaniens, ist ein Beleg seiner hinreißenden Beredsamkeit und seiner ausgebreiteten Kunstkenntnisse. Eine Sammlung von Gedichten, und ein Schauspiel unter dem Titel: der tugendhafte Verbrecher *), das auf fremden Theatern vielen Beyfall erhalten hat, sind die Beweise der Verschiedenheit seiner Talente, und daß er mit Recht zu den besten Schriftstellern, so wie zu den würdigsten Staatsmännern Spaniens zu rechnen ist. Unter mehrern andern seiner Schriften verdient auch die Vertheidigung seiner letzten Dienstjahre besonders bemerkt zu werden, indem sie alle seine Widerlegungen gegen die voreiligen Maßregeln der Cortes enthält. Diese Lebensskizze wird unsern Lesern über nachstehende Schrift, von der wir eine Uebersetzung mittheilen, eine richtige Ansicht verschaffen. Jovellanos war nicht ein Mann, der unnütze Thränen über das Elend seines Vaterlands vergoß: Er hatte seine Pflichten gegen dasselbe erfüllt, und durch Thaten und Anstrengungen zur Verbesserung des Schicksals seiner Mitbürger beygetragen. Das übertriebene Jammergemählde des Zustandes Spaniens unter Karl dem 4ten ist der lebhafte Ausdruck der Verzweiflung und der Theilnahme an dem allgemeinen Unglücke, und nicht ein aufrührerisches Geschrey eines einzigen Schmähredners. Nicht Spanien allein bedrücken die Verirrungen, die Jovellanos mit bitterm Hohne beschreibt; aber in andern Ländern beschützt der Schleyer der Religion die verderblichsten Mißbräuche nicht. Nur mit Gefahr kann die Stimme der Wahrheit ertönen, wo unter dem Namen der unerschütterlichsten Wahrheiten, Missethaten aufrecht gehalten werden.

(Der Uebersetzer.)

---

*) L'honnête criminel, ist der Titel der französischen Uebersetzung, die mit dem größten Erfolge aufgeführt worden.

Die Nationen folgen den Schritten der Natur. Schwach in ihrem Entstehen, unwissend in ihrer Jugend, nachgrübelnd in den Männerjahren, gesetzgebend im Untergang ihres Lebens, abergläubisch und tyrannisch im Absterben. Keine hat in ihrem Beginnen der Raub einer Stärkern zu werden vermieden. Sie haben alle von ihren Ueberwältigern Lehren angenommen. Keine hat es unterlassen die Waffen für die Freyheit zu ergreifen, sobald sie zur Kenntniß derselben gelangt war; keine hat ermangelt, wenn sie einmal frey gewesen, sich den Wissenschaften zu widmen. Keine ist noch von der Sucht, allgemeine Gesetzgeberin zu werden, frey geblieben, sobald sie sich dem Nachforschen der Wissenschaften ergeben; und keine hat noch dem Aberglauben widerstanden, sobald sie von Gesetzen überhäuft gewesen. Diese Wahrheiten, welche die Geschichte aller Jahrhunderte, und einige Bücher, die mir in die Hände gefallen, von Schriftstellern, die vermuthlich Feinde unsers vielfachen Ruhms gewesen, mir bewiesen hatten, jagten mir die Furcht ein, daß unser liebes Spanien dem Moder des Grabes nahe wäre. Zum Glücke kam ich nach Madrid, und sogleich zog mich ein Schauspiel, von dem man noch nichts Aehnliches im Weltalle gesehen, aus meinem peinlichen Irrthum. Ich sah zu gleicher Zeit alle Epochen des vernünftigen Lebens im höchsten Grade der Vollkommenheit.

Ich sah Spanien den Lebenspfad beginnen, und schwach, ohne Bevölkerung, ohne Industrie, ohne Reichthum, ohne patriotischen Geist, und sogar ohne bestimmte Regierungsform; wüste und unbeackerte Felder, unflätige und träge Menschen, elende und in Getrümmer verfallende Dörfer; Staatsbürger, die nichts als Bewohner ihrer Stadt waren, und eine Konstitution, die höchstens den Namen einer unvereinten Vermischung von Konstitutionen aller Art hätte führen können.

Ich sah Spanien im Knabenalter, ohne Bildung und Kenntnisse; einen thierischen Pöbel, einen Adel, der sich



mit der Unwissenheit brüstete; Schulen ohne Prinzipien, Universitäten, getreue Bewohnerinnen der Vorurtheile der unwissendsten Vorwelt; Doktoren aus dem 10ten Jahrhundert, und Themata, die für die Unterthanen des Kaisers Justinianus und des Papsts Gregorius schicklich waren.

Ich sah Spanien in den Jünglingsjahren, dem Anschein nach vom kriegerischem Feuer und Geisteskraft belebt, und ein Korps von Generälen, um die Armeen der ganzen Welt anzuführen, (hätte es Soldaten im Verhältnisse gegeben, so hätte Spanien alle Erdstriche erobern können.) Mein Auge traf eine Menge von Regimentern, deren Mannschaft es an Leuten fehlte, die aber in den kriegerischen Strapazen, des Haarkräuselns, des Mehlbestreuens auf die Uniformen, und des Marschirens dem Takt der Kontratänze gemäß, ungemein abgehättet waren; sie verschossen Pulver in Hainen und auf lachenden Fluren, und dienten zur Bedrückung ihrer Mitbürger. Ich erblickte eine zerstückelte Seemacht von kostbaren Schiffen, die aus Mangel an Matrosen, den Hafen nicht verlassen, wohl aber das ganze Morgenland mit großen und überaus feinen Fellen von Ratten, deren es allda her Menge gab, versehen konnten.

Ich ward Festungswerke gewahr, welche zum Erschrecken der Kinder des Vaterlands, die sie als Grabmäler der Bürgerfreyheit ansahen, sich bis in die Lustgärten erstreckten, und mein Ohr erhellte von kriegerischer Musik, die selbst die unter den Waffen grau gewordenen Krieger von Sparta zu Weichlingen hätte machen können.

Spanien will sich mir männlich, weise, religiös, und allen Wissenschaften zugethan, zeigen. Die Hauptstadt hat mehr Tempel als Häuser; mehr Priester als Layen; mehr Altäre als Küchenherde; in den schmutzigsten Thorwegen, selbst in den unsittlichsten Schlupfwinkeln sind überall ausgeschnittene Bilder, Wachskerzen, Weihbrunnkästchen und Andachtslämpchen. Man kann keinen Schritt wagen, ohne auf

andächtige Bruderschaften, Prozessionen, oder Litaneysänger zu stoßen. Von allen Seiten erschallt die schmetternde Stimme der Kastraten, das Gekrächze der Choristen, und das Gezerre der Musikanten, welche die frommen Seelen mit Weihnachtsgesängen, Adventsliedern und mit Arien so ernsthafter Composition, und von so erhabenen Gedanken ergetzen, die ohne daß sie irgend einer versteht dennoch Jedermann zum Lachen bringen. Selbst die verborgensten und hochwürdigsten Mysterien der Religion werden von den Blinden an den Thüren der Weinschenken, unter der angenehmen und majestätischen Begleitung der Guitarre, gesungen. Es gibt keinen Winkel, der nicht von Betstunden- und Quatember-Anzeigen beklebt ist, und wo nicht Erzählungen von Wundern (die eben so glaubenswürdig als Ovids Verwandlungen sind) verkauft werden. Die heiligen Wissenschaften, deren Nachforschen den Vätern der Kirche heißen Schweiß gekostet, sind so allgemein geworden, daß es kaum einen angehenden Theologen in den vier niedrigen geistlichen Orden gibt, der sich nicht unterfange, sie von der Kanzel des heiligen Geistes herab zu unterweisen.

Der so kitzeliche Predigerberuf, welcher durch ein außerordentliches Privilegium einem Panterus, einem Klement Alexandrinus, einem Origines ertheilt worden, ist heut zu Tage einem eminenten Bischofe, oder dem ersten besten Pfäfflein, der es als Miethling übernimmt, zugestanden.

Die heiligen Schriften, diese unerschütterlichen Grundpfeiler der Religion, sind von gemeinen Grammatikern betastet. Sie tischen sie uns täglich in einem spanischen Style von so neuer Art vor, daß der Ausländer sie am besten versteht. Man erlernt fremde Sprachen, bevor man die des Vaterlandes weiß, und aus französischen Büchern übersetzt man die Werke der Hebräer. Man hat die Philosophie durch die verfänglichen Abstraktionen des Aristoteles vereinfacht, und indem man sie von den beschwerlichen Beobachtungen der

Natur befreyet, hat man sie unter dem ergo sequitur und den Sophismen geschmiedet.

Die theoretischen Vernunftschlüsse, welche den Geist eines Plato, Sokrates, Demosthenes, Cicero, Plutarch und Seneca erfüllten, dienen bey uns denen zur Schminke, welche, nachdem sie der Philosophie entsagt, sich in Prozeßführer verwandeln, um recht bald Gesetzgeber zu werden. Das Naturrecht wird als unnütz, ja sogar als verderblich, ausgeschrien. Das Bürgerrecht wird nach der Gesetzgebung einer vor tausend Jahren erloschenen Nation studiert; die Dichtkunst wird als die Sprache der Sängerwelt, die Rednerkunst als der Zeitvertreib schwärmerischer Müßiggänger verhöhnt. Unsre Prediger und Advokaten haben die Kunst erfunden, Gelehrte zu seyn, ohne sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, und die ekelhaftesten Reden und sinnlosesten Prozeßeinleitungen mit Gold aufzuwiegen. Die Werke, womit uns diese weisen Männer bereichern, werden uns mit einem unvergleichlichen Ruhme verewigen. Ihre abgeschmackten Orationen, und ihr Gekritzel von Amtswegen, werden zu Gewürztüten dienen, und wahrlich den Apothekern und Buchbindern nicht unnütz seyn.

Ehedem erlangte man kaum den ehrwürdigen Titel eines Theologen, wenn nächtliche Arbeiten, unermüdete Anstrengungen und kopfbrechende Nachforschungen, graue Haare emporgeschossen, und die Stirne mit Runzeln bedeckt hatten; jetzt bekommt man ihn, wenn das Kinn noch unbärtig ist, und man nur 6 oder 7 Jahre auf einer Universität den schwarzen Mantel herumgeschleppt, und sich mit läppischen Reden über läppische Gegenstände heiser geschrien hat.

Ein Rechtsgelehrter in Athen glaubte, daß ohne Kenntniß des menschlichen Herzens, und eine unermüdete Beobachtung des ewigen Gesetzes, er nie seinen Mitbürgern nützlich seyn könnte; in Spanien gilt als ein vollkommener Rechtsgelehrter jeder, der einige unrichtig verdaute Grundsätze

der Logik, mit einer Uebersicht des Vinius verbindet, und ein Paar Jahre mit den Mißbräuchen des Forums und den Prellereyen der Prozesse verschleudert hat. In Hinsicht der Arzneykunst stehen wir gewiß keiner Nation nach. Es fehlt uns nicht an Leuten, die zur Ader lassen, Purgiermittel zu verschreiben, und eben so gut, als die gewandtesten Henker, in die andre Welt abzufertigen wissen. Die Wohlhabenheit unsrer Apotheker ist der beste Beleg der Geschicklichkeit unsrer Aerzte, der Fortschritte ihrer Salben-, Pulver-, Pillen-, Syrup-Vergiftungskunst, und der Rezept- und Heilwissenschaft.

Mit den Wissenschaften der Mathematik beschäftigen wir uns wenig, da sie zu nichts dienen, sobald man alle ihre Lehrsätze mit einem id quod erat demonstrandum schließt, wodurch den erhabensten Geisteskräften die Freyheit benommen wird, mittelst der wunderbaren Allmacht eines argumenti in Dariis, Baralypton oder in Frisesomorum, schwarz für weiß, und weiß für schwarz auszugeben.

Der Handel, den die Ausländer mit Recht als Quelle und Kanal der Reichthümer eines Staats rühmen, hat seine Prinzipien, aber wir brauchen uns nicht den Kopf zu zerbrechen, um sie zu erlernen, da unsre Krämer nur zu wissen bedürfen, für 6 zu verkaufen, was ihnen 4 gekostet, und Geld auf Pfänder mit einem 6 Prozent monatlichen Zins zu leihen, (ich spreche von den christlichsten, und die bey ihren Gegnern noch am besten angeschrieben sind).

Die Physik ist eine Wissenschaft, die immer einen Anstrich von Hexen- und Koboltkünsteleyen gehabt, und obgleich man es für gut befunden einige Laboratorien zu errichten, so sagen doch alle Fachsmänner, daß es ein kindisches Studium ist, und daß aus den Glocken nie eine Abhandlung de decisionibus, cursus de magistratibus, oder so etwas Aehnliches für das Glück der Menschen, hervorgehen würde.

Spanien zeigte sich endlich alt, zänkisch und strotzend

von Gesetzen. Der Corpus eines verdammten Rechts, das in den verdorbensten Zeiten des römischen Reichs, zu Gunsten der despotischen Monarchie geschaffen worden war; der Codex des Justinianus, vervollkommt durch die Zweydeutigkeiten und die Phantasien der Rechtsgelehrten, und die Sammlung des Gracianus, voll von verfälschten Decretalien und geschmiedeten kanonischen Rechten, lagen unsern Gesetzen, die Pardidas genannt, zum Grunde, und bahnten den Weg zu den hohen Auslegungen unsrer Juristen.

Von da entstanden unsre Prozeßeinleitungen, unsre Gerichtsordnung und Form, und unsre Weise zu verurtheilen. Die spanischen Gesetze keimten in den unwissendsten und verwirrtesten Jahrhunderten, wo das Schwert und die Lanze das höchste Gesetz waren, und Jeden, welcher nicht Stärke genug besaß, um mit einem Stoße drey oder vier Menschen über den Haufen zu werfen, für ehrlos, schimpflich und ärger als ein vernunftloses Thier angesehen wurde, wo die Bischöfe die Armeen anführten, und anstatt an dem Heile ihrer frommen Herden zu arbeiten, Scharen von Wölfen und Leoparden zusammenzogen; Jahrhunderte, wo der sanfte Ruf des Hirten sich in ein schreckliches Gebrüll verwandelte, und wo ein Funken der Exkommunion die weit umfressende Flamme eines Bürgerkriegs entzündete; wo der Gebrauch des Lehenrechts, die Unterthanen von Hand zu Hand, wie einen Ball, schleuderte, und unter den Menschen die Mannigfaltigkeit der Geschlechter, welche zwischen den Pferden und Hunden besteht, nach und nach einführte; mit einem Wort, Jahrhunderte, wo man kein anderes Recht, als die Gewalt, keine andre Beherrschung als die Uebermacht kannte. In dieser grauenvollen Wiege schlief unsre Legislation, sie verfolgte mit unsichern Schritten, unter unglücklichen und stürmischen Regierungen, ihre Laufbahn, bis endlich der große Philipp der Zweyte, der Erbauer von Escurial, sie völlig ausrüstete, und ihr eine Bewegungskraft gab, die sie un-

erschütterlich machte. Diesem großen Philipp verdankt unsre Legislation den despotischen Prunk, mit dem sie bekleidet ist, die festen Bollwerke so vieler Räthe, in denen sie öfter, als Protheus, ohne Schwierigkeit und Widerstand, unkennbar wird; so viele unerschöpfliche Hülfsmittel, wodurch es von Tag zu Tag mehr Richter als Gesetze, und mehr Gesetze als menschliche Thaten gibt. Ihm verdankt sie es, daß die verschiedenen Zweige der Regierung und der Gerechtigkeit von einer einzigen Hand verwaltet werden, daß das zahlreiche Heer der Advokaten, bewaffnet mit ihren Federn, allenthalben Sieg davon tragen, und allenthalben Zerstörung zurücklassen; daß der unsinnige Wille eines ungerechten, abergläubischen Erblassers gleich einer Religions-Sentenze angesehen wird, und die Grundpfeiler der Gesellschaft mit Hohnlachen niedergetreten werden; daß ein neues Gesetz in Zeit von einem Augenblick gegeben wird, und die Beobachtung eines alten einen Prozeß von 100 Jahren kostet; daß die Tribunale, mit außerordentlichem Scharfsinn, zwanzig Bürger in einem Tage dem Henker überliefern, und zwanzig Jahre nachgrübeln, um ein Paar Maulesel wegzunehmen, und daß die juridische Beredsamkeit einen überaus hohen Grad erlangt hat, (obgleich sie freylich noch erhabener erscheinen würde, wenn man den glücklichen Einfall gehabt hätte, die Rathsversammlungen auf dem Berge von Teneriffa zu halten.)

Dem großen Philipp verdankt unsre Staatswirthschaft ihr unbegreifliches System, und ihre erstaunungswürdige Verordnungen, die sich noch Niemand hat erklären können.

Die hochweise Verordnungsammlung des Rechnungsführers Ripla, und die Aussprüche des Finanzraths werden ein ewiges Denkmal unsrer ökonomischen Kenntnisse seyn. Denn gibt es wohl etwas tief Erdachteres, als die Maßregeln, die königlichen Einkünfte durch die Anhäufung der Volkslasten zu vermehren? Welch glücklichere Erfindung, als

die der königlichen Monopole, wodurch das wohlfeil Eingekaufte theuer verkauft wird, und jede Begränzung des Gewinns durch Beseitigung der Verkaufskonkurrenz verhindert wird? Wenn die Habsucht oder die Nothwendigkeit nicht jeden Tag Waarenschwärzer aufbrächte, welche Einkünfte würde der Taback nicht abwerfen, wenn man jedes Loth für einen Piaster verkaufen könnte? Schade, daß man nicht auch den Wein, das Oel, das Wasser und jedes andre Nahrungsmittel einem Monopol unterworfen hat. Die Alcabalas *) und die Millionen **) sind die rühmlichen Aufmunterungen des Handels und der Gewerbe. Es gibt keinen Artikel, der durch diese Auflagen seinen natürlichen Preis nicht in einen willkürlichen verändere. Ohne sie würden die Feldfrüchte um ein Drittheil wohlfeiler seyn, und der Schweiß des Landmanns zum Maßstabe ihres innern Werthes dienen; die Kunsterzeugnisse unsrer Manufakturen würden minder theuer, und folglich mit fremden wetteifern, und unsre Künstler gewiß sich auszeichnen können, ohne das Glück erlangt zu haben, in den Registern der Zünfte aufgenommen worden zu seyn. Ohne diese Abgaben würde das Königreich eine Armee von Räthen, Administratoren und Visitatoren, weniger haben, und nicht jeden Tag den interessanten Anblick, eine, durch eine Unterschrift wahre Thatsache, in eine verfälschte verwandelt zu sehen, erlangen; ohne sie würden wir die Bequemlichkeit nicht haben, auf jedem Schritte Zoll- und Accis-Aemter anzutreffen; ohne sie würden wir die Scharen von Erpressern und Taugenichtsen des Fiscus nicht kennen, und nicht Spione und Verräther als Tugendhelden belohnen sehen. Die Benennungen unsrer Auflagen enthüllen

*) Eine Auflage auf Hausgeräthe und Grundstücke von 14 Prozent. Die Materialien der Hausgeräthe bezahlen schon eine Abgabe bevor sie bearbeitet sind.

**) Ein Aichenrecht für jede Feuerstätte.

schon die wesentliche Güte und Rechtlichkeit, die sie geschaffen. Z. B. der Name Sisa *), beweiset er nicht die rechtsame Bedrückung, wodurch dem Kaufmann so und so viel von einem jeden Pfunde abgezwickt, und jedes Maaß verkürzt wird?

Man stiehlt; jedermann weiß es, man schweigt aber, und behauptet, daß es keine langen Finger gäbe. Solche Widersprüche kann nur unser außerordentliches Talent in der Staatswirthschaft zusammenstellen. Dies ist das Ganze unsrer Legislation. — Wie tröstlich ist es nicht auf ihre Abtheilungen einen Blick zu werfen. Jedes Dorf hat sein besonderes Landgesetzbuch, seine ihm besondern Landesabgaben, seine ihm besondern Statuten, welche das allgemeine Glück befördern sollen.

Es ist eine Wonne, eine Reise zu unternehmen, um von Mautheinnehmern geprellt zu werden, die Straßen- und Pflasterzoll für schlecht gehaltene Wege fordern; erstarrt vom Frost und durchnässt, in sogenannte Wirthshäuser zu treffen, und das Essen bey den privilegirten Wein-, Oel-, Fleisch-, Salz- und übrigen Lebensmittel-Verkäufern holen, und außer der Futterung noch eine Abgabe für das Thier, das man an die Krippe gebunden, bezahlen zu müssen; die eingehandelte Gerste nicht dem Pferde vorlegen zu können, bevor der dazu bestimmte Mäkler sie nicht abgewogen, und den Wein, den man gekauft, nicht aus dem Dorfe, ohne einer gerichtlichen Erlaubniß, wegführen zu können, und endlich nicht zu wissen, ob man in seinem Bette oder im Kerker schlafen werde, indem es dem Herrn Bürgermeister, ohne weitere Untersuchung, frey stehet, dies zu bestimmen.

Ich sah Spanien ausgemergelt und in abergläubischer Finsterniß, welche die Seelen und Geistesfähigkeiten umhüllte. Unwissenheit hat immer Aberglauben, so wie Hochmuth Unglau-

*) Sisar, abzwicken.

den hervorgebracht. Durch eine Reihe von Jahrhunderten war das Studium der heiligen Schrift vernachlässigt. Man bekümmerte sich nicht um die Quellen und Grundpfeiler unsers Glaubens. Die Alterthümer der Kirche lagen unter den gräßlichen Grabsteinen der Decretalien und der Mißbräuche, die sich heimlich eingeschlichen; die Entscheidungen des römischen Gerichtshofs und Partikular-Oppositionen wurden den dogmatischen und unbestreitbaren Wahrheiten gleichgestellt.

Man durfte es nicht wagen, die geringste Sache, die die Kirche betraf, einem Vernunfturtheile zu unterwerfen, und ketzerisch war alles das, so mit den Grundsätzen Roms nicht übereinstimmte. Die sträfliche Verachtung, mit der die Protestanten die dogmatische Lehre der Kirche behandelt haben, hat uns dazu gebracht, die schädlichsten Mißbräuche der unwissendsten Jahrhunderte in Verehrung zu halten. Die Herden der Gläubigen wurden von Hirten geweidet, die hiezu nicht von den wirklichen Hirten, welche der heilige Geist, um sie zu leiten, angestellt, berechtiget waren; und die Nahrung des Glaubens und der christlichen Milde wurde dem katholischen Volk, durch Stellvertreter in den Pfarreyen, ohne Maß und Einsicht, ertheilt. Tausende von Bischöfen gab es in Spanien, welche umthürmt von Decretalien und Gerichtsformen nie den Zweck ihrer Sendung erfüllt haben, der kein andrer war, als das Evangelium der ganzen Welt zu predigen, und die Menschheit auf dem Wege des Friedens und nicht auf dem Wege der Prozesse zu leiten. Man versagt dem Volke die heilige Schrift, dies tägliche Brod der frommen Seelen, als wäre es tödtliches Gift, um an ihrer Stelle sinnlose Betrachtungen und Fabeln zu verbreiten. Die Ränke der Pfaffen haben Träume, und den Wahnwitz einfältiger Weiber und gottloser Menschen, als Offenbarung angegeben, und so das ewige Gebäude des Evangeliums zu verderblichen und nichtigen Zwecken herabgewürdigt. Die christliche Moral wurde unter tausend falschen Ansichten, und

der einzige und unfehlbare Weg zum Himmel, bald eben, bald unwandelbar, und bald als unerreichbar, gezeigt.

Die Einfachheit des Wortes Gottes ist durch die arglistige Auslegung der Menschen verdunkelt worden; man meint, daß dasjenige, was der Herr zur Verständlichkeit eines Jeden sprach, blos diesem oder jenem Schriftgelehrten verständlich sey; und indem man die deutlichsten Ausdrücke auspresste, hat man sie zum Grundstein des Abgotts der Tyranney gemacht. Millionen von Legenden haben die Welt mit Ungereimtheiten, unglaublichen Wundern und Erscheinungen, welche der Majestät unsers großen Gottes widersprechen, angefüllt. In diesen schimpflichen Fabeln sehen wir Christus ein Licht halten, damit eine Nonne das Brod in den Backofen schieben kann, einer andern Pomeranzen vom Altare zuwerfen, die Speisen in der Küche versuchen, und mit einem Pfäfflein so lange spielen bis dieser es überdrüßig wird; ferner einen Frater auf die wunderbarste Weise eine zerbrochene Flasche mit einem Maas vergossenen Weins wieder vereinigen, um einen Buben zu trösten, der beym Herausgehen aus der Schenke gestolpert ist; einen andern Mönch einige Tonnen Wasser in Wein verwandeln, damit das Konvent zu trinken habe; noch einen andern, der ein Eselchen lebend macht, damit eine Ordensschwester sich den Verlust nicht zu Herzen zu nehmen habe. Dergleichen Schriften zeigen uns auch einen Menschen, der schon verweset war, jedoch die Sprache behalten hat, um seine Sünden zu bekennen; einen andern, der sich durchs Fenster stürzt und ohne Schaden auf die Gasse fällt, um in die Messe zu gehen; und eine fürchterliche Feuersbrunst, die schnell erlischt, nachdem man einen Rosenkranz hineingeworfen. Sie lehren uns, daß die Jungfrau Maria von ihrer jungfräulichen Brust einer Nonne Milch dargereicht habe; daß Engel in Mönchskleidern die Chöre gesungen, weil der Konvent noch in Federn lag, und daß die sanftmüthigsten Heiligen diejenigen ermordeten, welche nicht ganz

der

der Religion zugethan waren. Die Mahler, von solchem Unsinn erfüllt, haben diese übernatürlichen Marionetten auf Leinwand gebracht, und die fanatische Menge stand ihnen eine abergläubische Verehrung zu. Die Kirche hat von jeher gearbeitet, den Glauben an die besondere Tugend der Bilder unter den Gläubigen zu vertilgen, und die Geistlichen haben nicht aufgehört, sie immer mehr und mehr empor zu bringen.

Ein Bild des Gekreuzigten oder der Jungfrau hängt an jedem schmutzigen Schlupfwinkel, anstatt andere ähnliche, in kostbaren Rahmen nur mit vielen Ceremonien und großem Aufwande gezeigt werden. Die Jungfrauen von Atocha, von Almadena und Soledad streiten um den Rang als Wunderthäterinnen, und eine jede hat ihre Partey von Anbetern, die wenig unterlassen, um sie gleich Götzenbildern zu verehren.

Die Religion ist zu geringfügigen Außendingen erniedrigt; und zufrieden mit unsern zahlreichen Brüderschaften, bekümmern wir uns wenig um die christliche Liebe; wir sehen es für schimpflich an, nicht mit Allmosen einer frommen Stiftung beyzutreten, und machen uns kein Gewissen, unsern Gläubigern das ihrige vorzuenthalten. Wir beichten jeden Monat, und verharren unser ganzes Leben in denselben Lastern. Wir sind Christen dem Namen nach, und in unsern Sitten schlechter als Heiden; mit einem Wort, wir fürchten mehr die finstern Gewölbe der Inquisition, als das schreckensvolle Gericht unsers Erlösers.

Aber mein Gott, wie bin ich aus Vertheidigungsredner zum strengen Tadler geworden. Ich wollte mein Vaterland preisen und beschuldige es so schimpflicher Mängel!

Nein, gutes Volk, mein Wille ist nicht deine Schaamröthe zu erregen; indem ich unser Spanien zu gleicher Zeit emporkommend, aufblühend, keimend, verfallend und vermodernd, mit allen den Eigenschaften dieser verschiedenen Zeit-

punkte des Lebens zeige. Ich kenne dein Verdienst. Heil mir! ja, ich kenne es. In diesem majestätischen Circus, wo das Volk seine ergötzendsten Spiele feyert, durchdring ich die ganze Fülle deines Geschmacks und deines Zartgefühls. Die Stiergefechte sind die Glieder unsrer Gesellschaft, der Sporn unsrer Vaterlandsliebe und der Wirkungskreis unsrer öffentlichen Sitten.

Diese Festlichkeiten, die ein treues Gepräge unsers Characters sind, und uns vor allen andern Nationen der Erde auszeichnen, umfangen der angenehmen und unterrichtenden Gegenstände so viele, als nur Lehrbegierde und Vergnügenssucht heischen können. Sie stillen unsre heißhungrige Habsucht, vervollkommnen die Bildung unsers Scharfsinns, vermehren unsern Hang zur Menschenliebe, geben eine neue Richtung unsrer unermüdlichen Wißbegierde, und entwickeln in uns den Keim der edelmüthigsten und erhabensten Thaten. Alle Wissenschaften, alle Künste wetteifern hier, um solche Thaten zu vervollkommnen; so wie diese Festlichkeiten zur Vervollkommnung der Künste und Wissenschaften mit unabläßlicher und neidischer Anstrengung beytragen. Seht, wie diese Festlichkeiten, selbst unter die niedrigen Klassen des Volks, die so löbliche Trägheit und Frohsinn verbreiten, und ihnen nachtheilige Thätigkeit und Beschäftigungssucht verhüten. Sie bringen die Spitäler empor, diese Ehrendenkmäler der neuern Völker, indem sie sie nicht allein mit Kapitalien zur Heilung der Kranken, sondern auch mit Kranken zur Verzehrung der Kapitalien versehen, und so die beyden wesentlichen [illegible]e ihrer Aufrechthaltung erfüllen. Sie foltern durch Ermüdung und Unbequemlichkeit, und stählen die Geisteskräfte durch den Anblick Grausen erregender und tragischer Auftritte.

Die gebildeten Griechen erfanden das Trauerspiel, um die Herzen ihrer Mitbürger von den verächtlichen Leidenschaften, der Furcht und Angst, zu heilen, indem sie sie an schreckenvollen Ereignissen Zerstreuung zu finden gewöhnten; die

gebildeten Spanier sind in der Erfindung der Stiergefechte noch weiter gegangen, indem sie, was dort blos Dichtung war, unter sich zu sichtbarer Wirklichkeit gemacht haben.

Kann ein solcher die Gefahr der Schlachten und die entscheidende Gewalt, oder die Geschicklichkeit im Zweykampfe fürchten, der gewohnt ist, kaltblütiger Zeuge des Auftritts zu seyn, wo ein Mensch in die Hörner eines Stieres fällt, und mit seinen zerrissenen Gedärmen und Strömen von Blut seine Verachtung fürs Leben besiegelt; wo ein verwundetes Pferd seinen Reiter abwirft, in seinen Gedärmen sich herumwühlt, und mit den Todesqualen kämpft; wo ein Trupp von furchtlosen Kämpfern vor einem aufgeregten Unthiere flieht; wo ein aufrührerisches Geschrey einer unzähligen Menge, unter zischendem Pfeifen und dem Schall kriegerischer Instrumente, die das Schrecken und die Verwirrung vermehren, die Luft erfüllt? Wie über die Bedrückung des Bürgers noch erstaunen, sobald man die Unterwürfigkeit eines zahllosen Haufens sieht, welchem in dem Augenblick, wo ihm am meisten die Freyheit bewilligt wird, der Henker mit der dräuenden Zuchtruthe der Sclaverey vor Augen gebracht wird.

Wer kann die Weisheit einer Regierung, welche, um in dem Volk den Empörungsgeist zu vertilgen, es zwey- oder dreymal an dem passendsten Orte zusammenberuft, in Zweifel ziehen? Wer nicht die erhabenste Meinung von einem Adel fassen, der keine Mühe spart, so unmenschliche Schauspiele zu unterstützen, und großmüthig genug ist, die Kämpfer des Stiergefechts mit ihrem Wohlwollen zu beehren, und die Tollheit zu belohnen, und die verächtlichsten Menschen des Staats mit Geschenken und Aufmunterungen zu überhäufen? Wen durchglüht nicht eine fieberhafte Wärme, beym Anschauen der Tapferkeit eines *) Romero, Castilia-

*) Drey berühmte Stiergefechts-Kämpfer, die auf dem Schauplatze ihres Faches das Leben verloren. Romero hat ein

res und Pepe=hillo, und jener andrer Helden der Sevillanischen Schlachtbank, welche, sobald sie ihr Schwert gegen einen Stier ziehen, ihn mit einem Stoß von den Hörnern bis zum Schwanz durchstoßen? Wer wollte sich nicht an einem Zusammenlaufe ergötzen, wo beyde Geschlechter vermischt *), die Weinschenkerin neben der Gattin eines Granden, der Barbier neben einem Herzog **), die öffentliche Hure neben einem alten Weibe, und der Weltbürger neben einem Priester sitzen; wo der ausschweifendste Aufwand, Liederlichkeit, Unverschämtheit, Unsittlichkeit, Tollheit, Kuppleren, mit einem Worte, alle Laster, welche die Menschheit und die Vernunft beschimpfen, wie in ihrem Wirkungskreise walten; wo der üppige Verführer unschuldige Mädchen mit unanständigen Anspielungen bestrickt; wo der ehrlose Gatte seiner Frau Buhler zur Seite sitzt; wo der insolente Stutzer aus dem Gesindel ***) sich mit seiner Unverschämtheit brüstet; wo die freche Volksdirne mit ihrer Schamlosigkeit Aufsehen zu ****) erregen strebt, das fortdauernde Toben und Lärmen die heftigsten Kopfschmerzen verursachen, das Gedränge, die Rippenstöße und der Staub zur peinlichsten Qual werden, und wo die übelste Ausdünstung die Luft verpestet? Wer kann die großen Wohlthaten dieser Feste ver-

---

didaktisches Gedicht über sein Gewerbe bekannt gemacht. Uebersetzer.

*) In den spanischen Theatern sind blos in den Logen Männer und Weiber beysammen.

**) In dieser Stelle hat der Verfasser mehr als anderswo den guten Geschmack der Vorliebe für die Antithesen aufgeopfert. Ihr und keinem andern Grunde kann man es zur Schuld legen, daß einem so aufgeklärten Mann als Jovellanos die Mischung der Volksklassen aufgefallen ist.

***) Es gibt Granden, die so unflätige Menschen in Kleidung und in Betragen zum Muster nehmen. Bey manchen geschieht es aus einem falschen Begriffe von Nationalcharakter, indem sie die Untugenden des Pöbels für Volkssitten halten.

****) Manola Vergnügens= und Sittengefährtin der Majos.

kennen? Ohne sie würde der Handwerksmann den Montag *) mit seinem lästigen Gewerbe zubringen; die Hausfrauen nicht Gelegenheit haben, ihr Haus allein zu lassen, und ihre Töchter der Versuchung eines schlauen Verführers in die Hände zu liefern, und manche unter diesen Müttern würde den Lohn des tiefsten Schimpfs nicht erhalten; für die Aerzte würde die reichste Quelle der Krankheiten versiegen; manchen Ehemännern Schande und Verdrießlichkeiten, manchen Damen die Gelegenheit ihre Verschwendung und Frechheit an den Tag zu legen erspart werden. Ohne sie würden Priester nicht Sündenerlösungsgelder an sündlichen Vergnügungen verschwenden; manche menschliche Schwächen weniger sich dem Beobachter darbieten; Gerichtspersonen jeden Gedanken von bürgerlicher Freyheit nicht ersticken; der Landmann nicht den Trost haben durch den Tod seines Zuchtviehes von ewigen Arbeiten und fortdauernder Knechtschaft befreyt zu seyn; und das ganze Königreich den Vortheil verlieren, fruchtbare Wiesen, der Futterung eines Viehes zu widmen, das blos zum Zeitvertreib bestimmt ist. In diesen Festlichkeiten erbaut sich jeder Zuschauer auf eine nützliche Weise: Theologen preisen die unerschöpfliche Milde und unergründliche Vorsicht Gottes, da jeder Augenblick ein neues Wunder, und jede Wendung einen Strahl seiner Barmherzigkeit enthüllen, welche verhindert, daß die der Gefahr nicht unterliegen, welche mit Verwegenheit die Gefahr suchen; der Sittenbeobachter bewundert die Gefühllosigkeit eines Volks, das unaufhörlich als Sclave behandelt, nie den Gedanken gefasst hat, sein Joch abzuschütteln, selbst wenn die Unvorsichtigkeit der Regierung dazu einzuladen scheint; der Staatsmann erlangt einen Anblick des Sittenverderbnisses, und der Quellen der

*) Die Stiergefechte finden gewöhnlich an Sonntagen, Vor- und Nachmittags, an Montagen aber nur Einmal statt. Des Vormittags werden gewöhnlich nur 4 Stiere, des Nachmittags aber 8 bis 10 bekämpft. (Der Uebers.)

Prozesse, welche Familien an den Bettelstab bringen; der Arzt beobachtet die allmählig zunehmende Erregung des Geblüts und die Ursachen der Brustkrankheiten, und hinfallenden Sucht; der Wundarzt ist Zeuge von Sektionen lebender Menschen, schreckenvoller Wunden, mannigfaltiger Brüche und sonderbarer Verletzungen; Philosophen bemerken die Gewalt der Leidenschaften; der Naturforscher sieht die Wirkung des Zurückprallens der Lichtstrahlen in der Verschiedenheit der Farben, der Kleider und der wellenmäßigen Bewegung der Schnupftücher; der Tonkünstler erfüllt sein Ohr mit Tönen und Halbtönen, von tausend Stimmen, welche von Freudengeschrey und Angstgeächze erschallen; und abergläubische Betschwestern befriedigen ihren Geschmack für's requiem, indem sie den heiligen Namen hören, mit dem das gottesfürchtige Volk dem Kämpfer, der auf den Hörnern des Thiers gespießt ist, sterben helfen. O Ruhm euch, ihr prachtvollen, nützlichen und christlichen Ergötzlichkeiten, unläugbare Beweise unsrer Geistesbildung. Ausländer beschimpfen euch, weil sie euch nicht kennen: nicht so die Spanier, denn sie allein vermögen euch zu schätzen.

Wenn in dem Circus von Rom die Sittenbildung bey dem Volk es dahin brachte, daß man darauf Acht gab, ob ein Gladiator mit Anstand zusammenstürzte, und seinen Geist mit liebevoller Miene aufgab, so bemerkt man in dem von Madrid, ob der Kämpfer anständig auf die Hörner fällt, und mit Grazie ihm die Eingeweide heraushängen. Wenn Rom sich mit Brod und Waffen Glück wünschte, so ist Madrids Losung Brod und Stiergefechte.

Die hypochondrischen Engländer, und die leichtsinnigen Franzosen verbringen Tag und Nacht mit unnützem Berathschlagen und gefährlichen Wortwechseln über politische Gegenstände, und kaum kommen sie nach viel-monatlicher Ueberlegung mit einem Gesetze zu Stande; die lebhaften Spanier verbringen ihre Zeit im süßen Müßiggange und

wonnevollen Zerstreuungen, und unversehens und ohne Zwistigkeit erlangen sie in einem Augenblicke mehrere Gesetze; die Ausländer finden nichts für gut genug, wir verschlingen was man uns gibt, jene gleichen den Bienen, welche in Aufruhr gerathen, und die Hand verwunden, die ihnen den Honig rauben will; wir sind wie die Schafe, gleich geduldig unter der Scheere als unter dem Schlachtmesser; jene, unersättlich an Reichthümern und Glückseligkeit, hangen knechtisch vom Handel und den Künsten ab, wir begnügen uns mit unserer Armuth und unsrem Elende, und überlassen uns zügellos den Ausschweifungen und der Trägheit; jene, welche feurig an ihrer Freyheit hangen, halten ein jedes Glied der Sclavenkette für unerträglich; wir schleppen niederdrückende Fesseln nach uns, und kennen kaum das Gefühl der Freyheit; jene versagen sogar der Tugend Belohnung, wir belohnen Alles, nur die Tugend ausgenommen; bey jenen ist ein Adeliger, im wahren Sinne des Worts und ein Held, eine seltsame Naturerscheinung; bey uns wachsen Geburtstitel und Heldenruhm gleich Schierling und wilden Pilzen. Glückliches Spanien, du mein glückliches Vaterland! das sich so sehr auszeichnet; das, zufrieden mit seinem Zustande, keinen Neid kennt, und gewohnt, nirgends zu regieren, gern gehorsam ist. Du kennst den ganzen Werth eines Diploms, und schließt aus ihm auf Verdienste und Tugend. Verharre in dieser Aufklärung und in diesem Glücke, sey, was du gewesen, und erhalte dich hinführo auf dem Gipfel der Vorurtheile aller Jahrhunderte. Verachte, wie bisher, das Geschwätz neidischer Fremde, verabscheue ihre aufrührischen Grundsätze, verdamme ihre Liebe zur Freyheit, verbiete die Bücher, die dein heiliges Gericht für nachtheilig erklärt, und genieße eines süßen Schlummers unter dem angenehmen Geräusche des Spottgelächters und des Auspfeifens derer, welche sich über dich lustig machen!

V.

Bericht

über die im Jahr 1811 in China ausgebrochene Empörung.

Nicht ohne Grund befürchtete die Regierung schon seit 4 Jahren einen Volksaufstand, als eine anhaltende Trockne in den gebirgigen Gegenden, die Verheerungen der Heuschrecken in den Ebenen, und das Austreten der Flüsse einen allgemeinen Getreidemangel veranlassten. Zu diesen Landplagen kam noch die Erscheinung eines Kometen, welche nach der Meinung der Chinesen stets der Vorbote irgend einer großen Veränderung im Reiche ist. Schon gegen Ende des Sommers, dessen Härte in der That außerordentlich war, hatte man einige vorläufige Vorsichtsmaßregeln angekündigt, allein das Volk betrachtete dieselbe mit Gleichgültigkeit, weil sie ihm ohne Zweifel überflüssig schienen. Diejenigen Dörfer, welche durch Miswachs am meisten gelitten hatten, erhielten von der Regierung, nach Maßgabe ihrer Noth, mancherley Unterstützung, einige an Lebensmitteln, andre an Geld, noch andre Nachlaß an den Staatsabgaben, oder wenigstens verlängerte Zahlungsfristen; so daß gegen alle Erwartung das Jahr glücklich vorüber ging.

Nach der Lehre des Konfucius, ist das Recht, den Schutzgeistern des Himmels und der Erde zu opfern, ausschließlich dem Kaiser, oder den Statthaltern in den Provinzen — als deren Stellvertretern hienieden — übertragen; daher zur Zeit allgemeiner Landplagen das Volk auch nie ermangelt, die Schuld irgend einem, in der Staatsverwaltung begangenen Fehler, oder selbst einer persönlichen Nachlässigkeit des Kaisers beyzumessen und es sieht das Unglück als eine Strafe des Himmels

an, welche allein der Kaiser über sein Haupt gezogen habe. Oftmals nehmen von diesem allgemeinen Aberglauben aufrührische Köpfe Gelegenheit, Unwillen, Mißtrauen und Haß gegen die herrschende Familie zu erregen. Der Kaiser, um in solchen Zeiten allgemeiner Unzufriedenheit, die Gemüther zu beruhigen, sieht sich veranlasst seine Wachen zu verdoppeln, Gebete anzuordnen, ja durch eine öffentliche Erklärung das aufrichtige Geständniß seines begangenen Fehlers abzulegen, sich selbst als Ursache des Leidens seiner so unglücklichen als unschuldigen Völker anzuklagen, und den Himmel in ihrem Namen um die Barmherzigkeit anzuflehen, nur ihn allein zu züchtigen.

Im verflossenen Jahre wurde das Reich aufs Neue von Hungersnoth bedroht, vorzüglich in den Gegenden von Schenan und Spantin, welche sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit als die Kornkammern von China angesehen werden. Der Mißwachs war außerordentlich, die Gährung furchtbar; das Volk wanderte Schaarenweis in die benachbarten Bezirke, und die Straßen waren mit Todten übersät. Zwar schlugen die Statthalter der Provinzen einige Erleichterungs-Maßregeln vor, allein weil es nicht schien als habe man etwas zu befürchten, so wurden ihre weisen Vorschläge wenig geachtet. Gegen Ende des Sommers fielen indeß häufige Regen, die Ernte war ziemlich ergiebig und die Ruhe wieder hergestellt, aber sie glich der Stille, welche heftigen Stürmen gewöhnlich vorauszugehen pflegt.

Im Verlaufe des 9ten Mondes, wurde eine Verschwörung entdeckt, dergleichen man in den Jahrbüchern des Reichs kein Beyspiel findet: weil sie aber blos eine Fortsetzung jenes Aufstandes ist, welcher 8 Jahre früher statt hatte, so wird es nöthig seyn — um die Thatsachen mit Genauigkeit darzustellen — eine kurze Uebersicht der frühern Unruhen, oder vielmehr vergeblichen Versuche, zu geben, welche die Chinesen machten, um ihre rechtmäßigen Beherrscher wieder auf

den Thron zu setzen, dessen sich die östlichen Mongolen mit so vieler Treulosigkeit bemächtigt haben.

Die Chinesen sind dreyen verschiedenen Religionen zugethan, welche von der Regierung gleichmäßig anerkannt sind; die erste ist jene des Konfucius, die zweyte der Koschanen, die dritte jene der Faos. Die Pagoden der beyden letztern Sekten werden jedes Frühjahr zu gewissen Tagen geöffnet, an welchen das Volk haufenweis hinströmt, seine Andacht zu verrichten.

Um den Pilgern die Hindernisse und Beschwerlichkeiten einer allzuweiten Reise zu erleichtern, hatte man ursprünglich in verschiedenen Provinzen Versammlungsörter gestiftet, wo sie sich vereinigen, und ihre Religionsgebräuche ausüben konnten. Diese Einrichtung wurde in der Folge so allgemein, daß fast kein Dorf mehr ist, in welchem nicht eine solche Anstalt sich befände, woran das Volk Theil nehmen kann. Mehrere derselben haben Aehnlichkeit mit den Freymaurerlogen: wie diese nämlich haben sie ihre eigenen Vorsteher, besonderen Gesetze und Anordnungen. In einer derselben, Namens Nineufort, befinden sich noch einige Abkömmlinge des letzten vom Volke so sehr verehrten Regentenstammes, und beynah seit einem Jahrhundert werden hier Verschwörungen gegen die heut zu Tage über China herrschende Familie angezettelt.

Vor 8 Jahren erst brach eine Empörung in Kenani aus, die Aufrührer durchzogen fünf Provinzen nach mehrern Scharmützeln mit den kaiserlichen Kriegsvölkern, welche ihnen den Uebergang über den gelben Fluß streitig machten. Allein dadurch, daß der Anführer der Mongolen die Waffen niederlegte, gelang es ihm die Gemüther zu beruhigen, und die Empörer kehrten friedlich in ihre Heimath, nachdem er ihnen klüglich Hoffnung gemacht hatte, eine allgemeine Verzeihung für sie bey der Regierung auszuwirken. So endigten diese bürgerlichen Unruhen, welche dem Reiche mehr als

80,000 Unzen Silbers gekostet haben. Der Friede, beyden Parteyen gleich wünschenswerth, schien durch die weise Mäßigung der Regierung hergestellt, als zu Ende desselben Jahrs einer der Rebellen-Anführer, Namens Liventschen, den kühnen Entschluß fasste, sich auf den Thron zu schwingen. Acht volle Jahre verwendete er darauf, sich ein Heer von Landsleuten zu bilden, theilte ihnen Waffen aus, und ließ sie insgeheim Kriegsübungen vornehmen; er sonderte sie in Heerhaufen, gab ihnen Fahnen, Oberhäupter und Anführer, erhob die vornehmsten seiner Mitverschwornen zu Fürsten, Ministern, Statthaltern rc., schickte von seinen eifrigsten Anhängern nach der östlichen und westlichen Mongoley, Aufruhr dort zu predigen, und sich Partey zu verschaffen; so daß er, außer einem 100,000 Mann starken Heere, welches er in den Provinzen Dschili, Kenani und Santuni bereit hielt, noch eine Menge Mitverschworner in allen Theilen des Reichs versammelte, die er in 8 Heerhaufen, deren jeder seine besondere Benennung hatte, ordnete. Dieser berüchtigte Rebell war ein Einwohner der Stadt Kiacine, in der Provinz Kenani, und den Seinigen unter dem Namen Schuntkain, Kaiser von Taimini, bekannt.

Nachdem alle nöthigen Anstalten wohlgetroffen waren, um sich einen guten Erfolg des Unternehmens versprechen zu können, entschloß er sich gegen Pekin aufzubrechen. Ein Kaufmann, Namens Linzine, welcher Vorsteher einer der erwähnten Versammlungen, der Ruhm genannt, war, ein gewandter, unternehmender Mann, ergriff die Partey Liventschen's, unterstützte ihn in seinen Absichten, und übernahm die Befehlshaberstelle über eine von ihm errichtete Heer-Abtheilung.

Da der Angriffsplan nur dem Liventschen und seinen vorzüglichsten Heerführern bekannt wurde, so können wir blos mittheilen, was hierüber in öffentlichen Blättern in Pekin erschienen ist.

Der 15te des 9ten Mondes (26ten Sept. 1803) war der von Liventschen zur Zusammenziehung seines Heers, und zum Angriff verschiedener Städte anberaumte Tag. Hierauf sollte sich das Heer in Eilmärschen gegen die Hauptstadt wenden, während 200 Mitglieder der Versammlung, der Ruhm genannt, von bestimmten Plätzen aus, sich des Pallastes bemeistern würden; 500 andre Mitglieder sollten sich des andern Tags der Person des Kaisers auf seiner Rückkehr von Seheke, bey dem östlichen Begräbnißplatze, bemächtigen. Die weitern Verfügungen der Rebellen sind nicht bekannt geworden. Der Plan war sehr gut ausgedacht, seiner Ausführung kein Hinderniß im Wege, und wenn die Verschwörung dennoch scheiterte, so ist ganz allein dem besondern Glücksterne des Kaisers die Ursache zuzuschreiben.

Den 7ten des 9ten Mondes (18ten Sept.), ließ der Statthalter von Keacine, nachdem er einige Winke über die Absichten Liventschen's erhalten hatte, denselben zu sich auf einen Besuch einladen, und suchte ihn mit sanften Worten von seinem verbrecherischen Vorhaben abzubringen; allein Liventschen läugnete Alles. Man schritt zur Folter, und es wurden ihm beyde Beine ausgerenkt und ein Auge eingedrückt. Lugomin, Befehlshaber seiner Kriegsvölker, erfuhr Liventschen's Schicksal, und eilte mit einigen hundert Mann sich der Stadt zu bemächtigen, welches ohne Widerstand ausgeführt ward. Liventschen nebst seinen Mitschuldigen wurden befreyt, und alle öffentliche Beamten mit ihren Frauen, Kindern und Bedienten unter den abscheulichsten Qualen ermordet. An das Heer der Aufwiegler war der bestimmteste Befehl erlassen den 15ten vor den Thoren der Hauptstadt einzutreffen, allein dieser unerwartete Befehl wurde nur langsam befolgt; dahingegen in den benachbarten Städten auf die erste Nachricht von der drohenden Gefahr, schleunige Sicherheits-Maßregeln getroffen wurden; die Truppen von Dschili und Schantun rückten den Rebellen entgegen,

2000 Mann Reiterey aus Laontun und 3000 Mann auserlesenen Fußvolks aus der Hauptstadt, erhielten Befehl gegen Kenani aufzubrechen, mehr, um das chinesische Heer im Nothfall zu unterstützen, als um anzugreifen.

Indeß hatten die Empörer dennoch Mittel gefunden, sich, ungeachtet der Ankunft des kaiserlichen Heers, zu sammeln, allein statt sich in die Städte zu werfen, besetzten sie blos Dörfer, Marktflecken und kleine feste Plätze, so daß ihre Macht, auf viele Punkte vertheilt, zu sehr getrennt war, um furchtbar zu seyn. Der Statthalter von Dschili nahm den Oberbefehl über das kaiserl. Heer, und begann damit die Rebellen auf eine sehr geschickte Weise von dem Wege nach der Hauptstadt abzuschneiden.

Zu Pekin waren die Unruhen von Kenani nur erst wenigen Menschen bekannt, als den 15ten des 10ten Mondes, die Rebellen plötzlich Furcht und Schrecken in dem kaiserl. Pallaste verbreiteten. Um die Mittagsstunde, wo gewöhnlich Offiziere und Soldaten ihre Posten verlassen, um Thee zu trinken, oder das Mittagsmahl zu nehmen, ward den Verschwornen das Zeichen zum Angriff gegeben. Aber die Ausführung mißlang: von 200 Mann, welche den Ueberfall machen sollten, drangen kaum 70 — die Köpfe in weiße Binden gehüllt — zur östlichen Pforte ein, in die westliche etwa 10; Furcht zerstreute die übrigen. Diese 80 Mann hieben die Schildwachen, welche sich ihnen entgegen stellten, nieder, verschlossen hierauf die Thore und verfolgten die Verschnittenen in das Innere des Schlosses.

Der Kaiser befand sich eben auf der Jagd zu Sehere. Nach zwey Stunden, während welcher Zeit die Rebellen Alles niedermachten, was ihnen im Innern des Pallasts begegnete, zeigten sich drey derselben unter den Fenstern der Kaiserin, einer davon erstieg die Mauer und pflanzte eine weiße Fahne, als Losungszeichen auf; allein die Theilnehmer an dem Verbrechen waren verschwunden.

Indeß hatten die Prinzen vom Geblüt Zeit gewonnen, sich und ihr Gefolge zu bewaffnen, sie eilten in die Gemächer der Kaiserin, schossen auf die Empörer und tödteten sie alle 3, obschon das Gesetz Jedermann verbietet, in dem Umfange des Pallastes einen Schuß zu thun, oder gar die Zimmer der Kaiserin zu betreten. Der schlechte Erfolg ihres Vorhabens schreckte die Rebellen, sie suchten zu entwischen, aber weil sie unterlassen hatten, das erste Thor des Pallasts zu verschließen, so trafen sie auf ihrer Flucht auf eine Abtheilung von der Leibwache, welche sie zerstreute, einen Theil über die Mauer zu springen nöthigte, und den andern zwang, sich in einen Schopfen zu verstecken. Der Lärm des Aufruhrs ward in der Stadt bald allgemein, und der Schrecken erreichte den höchsten Grad. Um 3 Uhr Nachmittag wurden die Stadtthore geschlossen. Der Pallast füllte sich mit Menschen. Prinzen vom Geblüt, Minister, Statthalter und Beamte, alle sahen die Gefahr, unvermögend einen Entschluß zu fassen. Gegen Abend war man endlich so glücklich einiger Rebellen habhaft zu werden, welche aussagten, Linzin habe ihnen befohlen den Pallast zu stürmen, alle Zugänge zu verschließen, sich der Kaiserl. Familie zu bemächtigen, und dieselbe als Geissel für ihre gemeinschaftliche Sicherheit zu bewachen. Sie gaben ferner an, daß sechs Verschnittene ihnen als Führer in dem Innern des Pallastes gedient hätten, und daß binnen wenig Tagen Truppen aus Kenani in die Hauptstadt einrücken würden.

In Folge dieser wichtigen Entdeckung ward sogleich ein Eilbote an den Kaiser abgeschickt, um ihn von dem Hergang der Sachen zu unterrichten.

Die ganze Nacht hindurch feuerte man auf die Rebellen, den 16ten sah man Niemand mehr auf den Straßen, und Alles war ruhig. Um 9 Uhr Abends überzog sich der Himmel mit Gewölke, es fing an zu donnern, und die Finsterniß, welche Alles bedeckte, reizte die in dem Schopfen versteckten

Rebellen zu einem Versuche sich zu flüchten, als in demselben Augenblick ein blendender Stral von heftigem Donner begleitet, die Umgegend des Pallasts erhellte und die Empörer verrieth; einige von der Leibwache, welche sie wahrnahmen riefen um Beystand und umzingelten den Schopfen. 17 Rebellen wurden bey dieser Veranlassung niedergemacht, die übrigen gefangen.

Den 17ten (28ten Septemb.) schickte der Kaiser einen Mongolischen Fürsten ab, um den Pallast zu durchsuchen, allein man fand nichts mehr von den Rebellen. Mehr als 40 derselben waren getödtet, der Ueberrest zu Gefangenen gemacht. Die Truppen wurden hierauf zurückgezogen, und der Pallast blos von 3000 Mann auserlesenem Fußvolk bewacht, als Abends an allen Stadtthoren ein heftiges Geschrey um Hülfe entstand, und die in den Strasen ausgestellten Schildwachen aus Leibeskräften schrien: „Musketiere von den 8 Fahnen eilt jenem Thore zu, die Rebellen ersteigen schon die Mauern! Bringt eiligst Pulver und Bley dahin; man rauft sich schon! Eilt!“ — Die Verwirrung war schrecklich. Die Truppen, im Begriff sich nach einem Thore zu begeben, erhielten einen Augenblick darauf Befehl nach einem andern zu eilen; kaum dort angelangt, wurden sie nach einem dritten beordert. So, von einer Seite nach der andern geschickt, konnten sie unmöglich dahin gelangen, wo Hülfe erforderlich war.

Um 11 Uhr Abends begann das kleine Gewehrfeuer bey dem südlichen Thore, die Unordnung stieg auf das Aeußerste, die Schildwachen riefen unaufhörlich um Unterstützung, die Truppen des nördlichen Thors hatten Befehl, sich so gut als möglich zu bewaffnen, die Straßen zu besetzen und sich schlagfertig zu halten. Die in der Stadt wohnenden Verschwornen sollten gleich zu Anfang des Getümmels weisse Fahnen über ihre Hausthüren pflanzen, und erst des andern Tages ward man gewahr, daß die Verwirrung unter den Truppen,

das Werk der Rebellen gewesen, welche als Offiziere verkleidet, solche Befehle austheilten, die sie zu Ausführung ihrer verbrecherischen Absichten am dienlichsten erachteten, um die gegen sie ergriffenen Maßregeln zu entkräften. Das seltsamste von Allem aber war, daß Niemand den Muth hatte, außerhalb den Thoren wenigstens Erkundigungen einzuziehen, über die Gegenwart und Beschaffenheit des Feindes, welchen man zu bekämpfen hätte; es war zwar Nacht, allein der herrlichste Mondschein ließ die Gegenstände deutlich genug unterscheiden.

Den 16ten des Mondes kam der Kaiser auf dem Wege des östlichen Begräbnißplatzes von der Jagd zurück, schon näherte er sich dem Orte, wo 500 Rebellen im Hinterhalt lagen, die seiner Person sich zu bemächtigen befehligt waren, als ihn der Tags zuvor abgesandte Eilbote erreichte. Von dem Schicksal, das ihn erwartete, unterrichtet, schlug er eine andere Straße ein, und gelangte auf einem Umwege in seine Hauptstadt.

Unbegreiflich bleibt es, daß man aller Nachforschungen ungeachtet, keinen einzigen der 500 Verschwornen entdecken konnte. 2000 Mann, welche dem Kaiser entgegen geschickt wurden, erreichten ihn zwey Tagreisen von Pekin.

Den 19ten hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt, umgeben von wohlbewaffneten Kriegsleuten, welche von dem Thore bis an den Pallast in zwey Reihen aufgestellt waren. Den 20sten wurden die Zugänge der Stadt wieder geöffnet, nachdem sie während fünf Tagen verschlossen gewesen; man bemerkte, daß die Lebensmittel indeß zu ungeheuern Preisen gestiegen waren.

Unter der Außenseite eines friedsamen Bürgers, blieb Linzine indeß ruhig in seinem Hause, beschäftigte sich aber heimlich, des schlechten Fortgangs der Verschwörung ungeachtet, mit neuen Planen, als, da er eben allein und ohne Vertheidigung war, 10 Kundschafter der Regierung zu ihm

ein=

eindrangen, sich seiner bemächtigten, und ihn sogleich den Gerichten übergaben. Den 25sten erschien der Kaiser in Person bey den Gerichtsverhandlungen, und sprach die Todesstrafe gegen ihn, als Anführer der Empörer zu Pekin, rechtskräftig aus. Als Linzine vor den Kaiser geführt ward, verweigerte er, sich auf die Knie niederzulassen; die Antworten, welche er auf die vorgelegten Fragen gab, waren um so kränkender für den Kaiser, als sie treffend und nicht unverdient waren. Sie bezeichneten mit Wärme die Anhänglichkeit der Chinesen an ihren rechtmäßigen vom Throne gestoßenen Herrscherstamme, und ihren Abscheu gegen den jetzt sie beherrschenden Thronräuber.

Linzine verrieth keinen einzigen seiner Mitverschwornen, und berief sich auf das ganze Volk, indem er äußerte, daß sein Tod nicht ungerächt bleiben würde.

Das Urtheil war gesprochen; es verdammte Linzine, daß ihm die Knochenende an den Füßen gespalten, die Lenden mit einem Bambusmesser aufgeschlitzt, und er in Stücken gehauen werden sollte; er ward auf den Richtplatz geschleppt und hingerichtet, seine Frau und Kinder aber wurden verbannt. Von den Rebellen aus Dschili gelang es der Regierung blos 200 habhaft zu werden, jene mitbegriffen, welche den Pallast bestürmten, und unter diesen nur vier Oberhäupter der Verschwornen, Linzine eingerechnet, die übrigen entzogen sich den Nachforschungen der Regierung, so emsige Untersuchungen sie auch anstellte; ihre erste Sorgfalt war nun, die Statthalter der Provinzen, welche Theil an der Verschwörung hatten, ihrer Würden zu entsetzen, und andre an deren Stellen zu ernennen. Die ferneren Kriegsunternehmungen hatten zur Absicht, die Rebellen von den Zugängen der Hauptstadt abzuschneiden; deßhalb lagerte sich das kaiserl. Heer in einem Halbkreise von beynah 22 deutschen Meilen im Umfang, und nöthigte die Rebellen, sich auf einen Punkt zu vereinigen.

Fast ein Monat verstrich unter unbedeutenden Gefechten, worin das Glück beyde Theile gleich begünstigte; da aber das kaiserl. Heer täglich Verstärkungen an sich zog, so entschlossen sich die Rebellen ihren Kriegsplan zu ändern. Ein Theil ihres Heeres verschanzte sich in der Stadt Kuakan, nur wenig entfernt, von dem sehr bevölkerten Marktflecken Taokeku, dessen sie sich bemächtigt hatten; eine für sie um so wichtigere Stellung, als ihnen dadurch die freye Verbindung mit Kuakan offen blieb; sie umzogen ferner Taokeku mit einem Wassergraben und befestigten ihr Lager.

Der Oberbefehlshaber des kaiserl. Heeres hatte erfahren, daß die Rebellen in westlicher Richtung vorzubringen im Begriff stünden, worauf er sich entschloß ihnen entgegen zu ziehen, und eine Schlacht anzubieten. Am 25sten und 26sten des 10ten Mondes (5. und 6. Novbr.) zerstreute das kaiserl. Kriegsvolk einige kleine Rebellen-Abtheilungen, welche im Hinterhalt lagen, und den 27sten (7te Novbr.) mit Tagesanbruch wurde Taokeku mit Sturm angegriffen; das Feuer des groben Geschützes war lebhaft; der Ort wurde schnell genommen und den Flammen Preis gegeben. Das Gefecht dauerte 12 Stunden, die Rebellen erlitten eine gänzliche Niederlage; 6000 Mann wurden getödtet, 4000 verbrannt, die kaiserl. Truppen machten ferner 380 Gefangene, und reiche Beute an Pferden und Waffen; die Nacht kam heran, und die Rebellen zogen sich hinter Taokeku zurück.

Man begreift nicht, warum der Oberbefehlshaber der Kaiserlichen Kriegsmacht nach so vielen errungenen Vortheilen den Feind nicht verfolgte; ob er nicht konnte oder nicht wollte, bleibt bis jetzt noch ungewiß, doch ist soviel ausgemacht, daß ein ganzer Monat hinging, ehe man wieder Nachrichten von den Bewegungen der Armee erhielt, ohne daß man jedoch in dieser Zeit das mindeste von erlittenem Verlust, oder sonstigem Unfall gehört hätte.

Endlich den 19ten des 11ten Mohdes (30sten Decemb.) begann die Belagerung der kleinen, mit einem Graben umgebenen, Bergfestung Gibschai; in der Provinz Kenani. Liventschen befand sich daselbst mit 6000 Mann auserlesenen Truppen, nebst seinem Kriegs-Oberhaupt Lugomin und mehrern Anführern; ihre Absicht ging dahin: westlich gegen Dschili vorzubringen, die Vereinigung mit der Heer-Abtheilung von Schauk und den Rebellen aus Dschili zu bewirken und gegen die Hauptstadt anzurücken. Allein der kaiserliche Feldherr durchschaute die verderblichen und wohlausgedachten Anschläge seines Gegners, und beschloß, sie um jeden Preis zu vereiteln. Den 20sten mit Tagesanbruch setzte sein Fußvolk über den Graben, und suchte in zwey wiederholten Angriffen die Mauern der Festung zu übersteigen, aber jedesmal trieb ein heftiger, von den Belagerten herabgeschleuderter Steinregen, die Stürmenden mit großem Verlust zurück.

Gegen Mittag indeß, ward eine Scharte in der Mauer gangbar, welche die Belagerten zwar zu vertheidigen suchten, allein die Kaiserlichen warfen sich mit Ungestüm hinein, und eroberten die Festung mit Sturm. 2000 Rebellen wurden gefangen; sie sagten aus, daß Liventschen, Lugomin, nebst einigen andern Häuptern der Verschwornen, sich noch in der Festung befänden, und bezeichneten das Haus worein sie sich verborgen hatten. Man eilte dahin, allein Liventschen seinen Untergang vor Augen sehend, und entschlossen lieber zu sterben als sich zu ergeben, ließ einige Pulverfässer anzünden, und sprengte sich mit dem Gebäude in die Luft; Lugomin und der Ueberrest der Rebellen-Anführer kamen bey dieser Gelegenheit um. Man fand Liventschen's Leichnam und seine Fahne mit der Inschrift: rechtmäßiger Kaiser von Schuntschan, vom Stamme der Timini.

Dies ist das traurige Ende dieses berüchtigten Oberhaupts der Rebellen, welche, sagt man, gleich nach seinem Tode ei-

nen Nachfolger ernannt haben; allein es ist wahrscheinlich, daß er bis zur Losung eines neuen Aufruhrs, dessen Ausbruch nach den Aeußerungen einiger Unzufriedenen nicht ferne seyn dürfte, in der Verborgenheit bleiben wird.

Nun blieb den Kaiserl. Truppen nur noch die Stadt Kenani übrig, der letzten Zuflucht und einzigen Hülfsquelle der Rebellen. Sie hielten dieselbe während 40 Tagen eng eingeschlossen, indeß man unter den Mauern an zwey Minen arbeitete. Den 11ten des 12ten Mondes ward endlich das Sturmzeichen gegeben; das Feuer der Minen sprengte alsogleich eine beyläufig 200 Fuß lange Scharte in die Mauer, in die sich zugleich die Belagerer und die Rebellen warfen; inzwischen wurden Leitern an den vier Seiten der Mauer angelegt, und die Stürmenden thürmten rings umher große Sandsäcke aufeinander, worauf die Festung ohne ferneres Hinderniß und ohne Widerstand erstiegen ward.

Nun kam es zum Handgemenge; das Gefecht war hartnäckig, und die Rebellen kämpften wie Verzweifelte, 15,000 blieben in diesem mörderischen Treffen, 3000 wurden gefangen und in Stücke gehauen, 20,000 Weiber und Kinder, welche das Schwert verschonte, in Fesseln gelegt, und von den Siegern fortgeschleppt. So endigten die merkwürdigsten Begebenheiten der Verschwörung von Kenani, in welcher mehr als 40,000 Rebellen das Leben verloren, und welche dem Staate mehr als 15 Millionen Unzen Silbers, zur Bestreitung der durch diesen Bürgerkrieg veranlassten Ausgaben, gekostet hat.

Während man die Empörung in Kenani dämpfte, nahm der erste Minister des Reichs den Befehl über eine Heer-Abtheilung zu Schantuni, und es gelang ihm Ordnung und Ruhe dort herzustellen, allein kaum hatte man die Pagoden zu Kenani und Schantsi zerstreut, als schon wieder zwey Parteyen des Livenschen den Feldzug neuerdings eröffnet hatten; neues Blutvergießen sollte beginnen, es geschah, und

ohne große Anstrengung wurden die Rebellen versprengt; die meisten liessen Waffen und Feldgeräthe zurück, und suchten ihr Heil in der Flucht. Die Folge dieser glücklichen Ereignisse war die Rückkehr des Landvolks in die verlassenen Dörfer; die Regierung bewilligte für selbiges Jahr einen Nachlaß der öffentlichen Abgaben und sonst noch mancherley Unterstützungen. Es ist bemerkenswerth, daß mitten unter den größten Unordnungen die Rebellen das Leben und Eigenthum der Einwohner geschont, daß sie im Gegentheil bey ihrem Heere die strengste Mannszucht ausgeübt, und alle Mund- und Kriegsbedürfnisse nur mit der feyerlichen Versicherung der Wiedererstattuag, im Fall eines glücklichen Erfolgs, erhoben haben. Dahingegen von den Kaiserl. Kriegsvölkern alle Ausschweifungen und Bedrückungen begangen wurden, denen die Vorgesetzten durch die Finger sahen, und welche die Regierung ungeahndet ließ.

Die Maßnehmungen, welche der Kaiser neuerlich ergriffen hat, zwecken sämmtlich dahin, jene oberwähnten Versammlungen aufzuheben, die Waffenwerkstätte abzuschaffen, und eine allgemeine Volkszählung zu veranstalten. Maßregeln, die in China nicht ausführbar sind. Die Großen sind im Allgemeinen nichts weniger als dem Kaiser ergeben, welcher, obschon von guter Gemüthsart, bey geringen Verstandesgaben und wenig Kenntnissen, gar oft, und besonders wenn von seinem Vortheil die Rede ist, den ersten Eingebungen seiner Willkür sich überläßt, woraus selten etwas Gutes entspringt. So wurde ein Prinz vom Geblüte durch ihn zu einer Geldstrafe von 100,000 Unzen Silbers verurtheilt, blos weil einer seiner Pächter, Namens D s c h o m i n, (welchen man indeß bis jetzt nicht hat ausfindig machen können) an der Verschwörung der Rebellen, welche in den Pallast eingedrungen waren, Theil genommen hatte. Gegenwärtig ist derselbe Prinz, auf Befehl des Kaisers, den Gerichten übergeben, und auf immer seiner Würde entsetzt. Es ist übrigens

wahr, daß die Verwandten des Dschomin den Prinzen von dem verbrecherischen Vorhaben der Rebellen 6 Tage vor dem Ausbruch der Verschwörung, des 15ten im 9ten Monde, benachrichtigten, und der Prinz ihnen blos Stillschweigen geboten, ohne den Pächter festzusetzen, allein sicherlich hatte die Polizey und die Regierung eben so gut wie er Kenntniß von der Meuterey, aber sie waren gewandter und wussten sich dem Verdachte zu entziehen, ungeachtet der Anklage des Hochverraths, dessen sie von den vornehmsten Anführern des Kaiserlichen Heeres laut und in Gegenwart des Kaisers beschuldigt wurden.

Als der Kaiser selbst in dem Verhör Linzine befragte, warum er sich empört habe? antwortete er: „es war der Wille des Himmels!" Welches sind deine Mitverschwornen? „Bey etwas mehr Glück, träfe man im ganzen Reiche nicht Einen, der nicht mein Mitschuldiger geworden wäre!" Unsinniger, wie konntest du dir Hoffnung machen auf den Thron zu gelangen? „Ich bin nicht der erste, und sehe daß Euer Majestät sich darauf zu erhalten wissen; wer auch immer der Mensch sey, welchen das Schicksal dahin erhebt, jeder kann die Welt beherrschen!" Dem Kaiser waren diese Reden äußerst empfindlich. Zu Pekin wusste man damals noch nicht, daß Liventschen sich unter dem Namen Schuntkun zum Kaiser hatte ausrufen lassen.

Manifest.

Die Weltgeschichte kennt kein Beyspiel einer Verschwörung, welche Aehnlichkeit mit derjenigen hätte, die am 15ten des 9ten Mondes ausgebrochen ist. Die Sorglosigkeit und Schwäche unsrer Regierung zogen uns ein so grosses Unglück zu, allein durch den besondern Schutz des Himmels und unsrer Anherrn haben wir den schändlichen Verrath sogleich überwunden, nachdem kaum das Gewitter aufstieg und der Donner sich hören ließ.

Wir wären selbst als die Urheber unsres Unglücks und Verderbens anzuklagen, würden wir fortfahren unser Heil zu vernachlässigen. Das Eigenthum dem öffentlichen Wohl vorziehen, ist ein abgeschmackter Widerspruch.

Nur mit der Erhaltung des Throns können eure Häuser Sicherheit geniessen! Stürzt den Thron, wer wird eure Häuser retten? Es ist eines Jeden unerlässliche Pflicht, über die Sicherheit des Throns und des Eigenthums zu wachen. Von diesem Augenblick also müssen wir 1) die wirksamsten Maßregeln ergreifen, den Keim der Unordnung zu ersticken, und 2) unsre getreuen Völker beruhigen, um jedem Anlaß zur Unzufriedenheit zuvorzukommen.

Wahr ists, daß Tiger und Wölfe die Menschen zerreissen, aber kann man darum ihr Geschlecht ganz ausrotten? — Und wenn es geschähe, daß einer aus ihnen den Schweif zwischen den Beinen sich davon zu schleichen suchte, so müsste man selbst einen Theil des Netzes lüften, um ihn entkommen zu lassen. Wir beherrschen unsre Unterthanen mit Mässigung und Milde, und dennoch bemerken wir Aufwiegler unter ihnen; was würde erst geschehen, wenn wir anfingen mit Grausamkeit zu handeln? Alsdann wäre unser Sturz unvermeidlich, und selbst der Himmel würde uns seinen Schutz entziehen. Schreckliches Schicksal!

Verwendet demnach allen Eifer und alle Sorgfalt auf die Erhaltung des Throns und eures Eigenthums; vergesset das Vergangene, und gedenket nicht in den jetzigen stürmischen Umständen Rache an uns zu nehmen. Das allgemeine Wohl siege über den Vortheil des einzelnen. Lasst uns also eilen unsre getreuen Völker zu beruhigen.

Der Aufstand dieser Unsinnigen ist nicht das Werk eines einzigen Tages. Mit dem Dolch in der Hand in das Innere des Pallasts einzudringen, ist ein Unternehmen, an welchem Jahre lang gebrütet wurde. Die Befehlshaber der Provinzen und Bezirke, obschon sie die Gefahr voraus sahen,

beobachteten ein feiges Stillschweigen, waren saumselig, sahen durch die Finger, und liessen so den Keim des Unheils gedeihen, wodurch es diese Höhe erreichte. Fragt ihr einen hohen oder niedern Beamten, welchem Reich er angehöre? sicher antwortet er: dem chinesischen — fragt ihn aber, welches Amt er begleite, so erwiedert er gewiß: ich weiß es nicht, oder was kümmert's mich, (der Kaiser macht hier eine Anspielung auf die Begebenheiten am 15ten des 9ten Mondes). Dem Volke war die Verschwörung zwar bekannt, allein es wusste nichts von dem Eindringen in den Pallast, und jeder sagte: was geht's mich an! Mein Herz erstarrt! Ueberdies sind unter den Großen, unter den Angestellten Leute ohne Verdienst, ohne Verstand, schwach und gebeugt unter der Last der Jahre. Andre sind zwar rechtlich, verständig und hellsehend, allein können sie der Menge widerstehen? Ich bin innigst darüber betrübt! Auf also, ihr Großen des Reichs, verwendet alle Kräfte und alle Thätigkeit auf die genaue Erfüllung eurer Pflichten, und berichtet mir über den Erfolg eurer Bemühungen. Hiedurch werden wir uns der himmlischen Güte würdig machen.

Es hängt blos von uns ab, das Unglück in Glück umzuschaffen, leihet dem hier Gesagten ein aufmerksames Ohr, und befolget meine Rathschläge; einzig in dieser Absicht mache ich gegenwärtiges Manifest bekannt, welches in dem ganzen Umfange des Reichs verbreitet, und zur Kenntniß aller Staatsdiener gebracht werden soll.

Druckfehler im 3ten Stück.

S. 72 Zeile 10 statt: nirgends unter lies: nirgends als unter.

---

keine Rücksicht auf Vereinzelung des einen oder andern Kantons abgehalten werden können.

Bey Errichtung eines solchen Bisthums in der Mitte der Schweiz, so wie bey Fortsetzung des ganzen ehmaligen Diocesan-Vereines dürfte nun Beromünster in dem einstmaligen Vororte Luzern als bischöflicher Sitz viele Vorzüge in sich fassen, und vielen Schicklichkeiten entsprechen, deren Herzählung wir überflüssig achten.

Einverstanden wäre aber, daß bey jeder Vereinigung, welcher Art, die Wahl des Bischofs einem Kapitel zustehen müsste, in welchem jeder Landstand eine nicht unverhältnißmäßige Repräsentation fände, über welche man sich ferner zu vergleichen hätte, doch immer den Kanton dieses bischöflichen Sitzes an seiner Oekonomie und Präbenden unbeschadend.

Entwurf eines Schreibens an den Fürst Primas.

Ein großer Theil der Schweiz hat Jahrhunderte durch unter dem Hirtenstab der Bischöfe von Konstanz kirchliche Ruhe, Zufriedenheit und Wohlfahrt genossen. Mit Beklemmung sieht er die Würde und Festigkeit dieses Stuhls durch äußere Umstände eben in jenem Zeitpunkt bedroht, wo die provisorische Würde der Kirchenfürsten, die Größe seiner Eigenschaften und die Erhabenheit seiner Absichten am meisten geeignet wäre dieselbe zu erhöhen. Weder dieses können wir uns bergen, noch die Gewißheit, daß bey dem, hoffentlich späten, aber doch immer zu frühen, Ableben Ew. Königl. Hoheit, der bischöfliche Stuhl zu Konstanz, wie es bereits mit dem Domcapitel der Fall ist, entweder ganz auslöschen oder in solche Abhängigkeit fallen werde, bey welcher die Schweiz sich nicht mehr zu diesem Sprengel bekennen könnte. Seine Stiftung hat schon aufgehört und läßt keine andere Aussicht offen, als daß die vollbrachte Auflösung des Domcapitels bey Erledigung des bischöflichen Stuhls sowol die Interimsverwaltung der geistlichen Gerichtsbarkeit schwierig, als die canonische Wahl eines rechtmäßigen und zugleich politisch selbstständigen Nachfolgers unmöglich machen werde, wodurch ein zahlreiches Volk im geistlichen Sinn verwaist und Wirren ausgesetzt würde.

Diese betrübende Erwartung, die uns, als wachende Regenten, zeitlich mit gerechten Besorgnissen erfüllen soll, musste uns zu dem Entschlusse verleiten: nach dem Beyspiele anderer Staa-

ten, das wir bey glücklichern Aussichten aus frommer Anhänglichkeit kaum nachgeahmt hätten, auf Errichtung neuer bischöflicher Gewalt und Würde im Schoße unsrer Nation (es sey denn in einem oder mehrern Sprengeln) bedacht zu seyn, und eine nähere und bestimmte Fürsorge dem Ereignisse vorangehen zu lassen.

Wir haben das Bedürfniß derselben schon im Jahr 1804 vorgesehen und diese durch die Umstände dringender gewordene Fürsorge in einem Vertrage mit Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Baden angebahnt; die in diesem Vertrag in Hinsicht auf Ew. Königl. Hoheit eingegangenen Verpflichtungen wollen wir auch in keinem Fall weder ausweichen, noch durch neue Verabredungen zu schwächen suchen.

Nachdem wir uns nun bey Anlasse der eidgenössischen Tagsatzung zu Zürich durch unsere Gesandte vertraut zusammen berathen haben, finden wir es unserm unbeschränkten Zutrauen zu Ew. Königl. Hoheit angemessen, höchstdenselben diese Anliegenheit und unsere Gesinnungen unmittelbar Selbst zu eröffnen, und uns von Ihrer oberhirtlichen Liebe und bey jeder Begebenheit geprüften Weisheit und Einsicht Rath zu erbitten: „Wie „wir das von uns entschlossene große Werk für unser und unserer „Nachkommen Heil am weisesten und ersprießlichsten beginnen und „zwischen uns anordnen mögen?"

Und um die gewogene Zusage: „Daß Ew. Königl. Hoheit „durch Ihre kraftvolle Verwendung unsere religiöse Absichten und „das Resultat unsrer Verabredungen, welchem Sie Ihre Zustim„mung gewiß nicht versagen werden, selbst unterstützen und zu „reifem Gedeihen bringen wollen;" indem wir, wie unsere Alt„vordern, als Souveraine handeln wollen, welche es bey keinem „Anlasse an Ehrerbietigkeit gegen den heiligen Vater, als den „obersten Hirten der Kirche, ermangeln lassen."

Indem wir nun auch noch diese ausgezeichnete Wohlthaten von Ihrer Hand zu erhalten hoffen, beharren wir in ehrfurchtsvoller Ergebenheit und Verehrung.

Im Namen der Regierungen der eidgenössischen Cantone rc. rc.

3.

Dieser Entwurf ward in der Conferenz allgemein gebilligt, und nachdem er auch die Zustimmung aller betreffenden Kantonregierungen (mit Ausnahme jener von Luzern und Aargau, die bey Konstanz bleiben wollten) erhalten hatte, ward das

Schreiben an den Fürsten Primas ausgefertigt, der solches unterm 7 Okt. 1813 folgendermaßen beantwortet.

Den hochachtbaren Kantonen der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Uri, Schwyz, Unterwalden nid. u. ob dem Wald, Zürich, Glarus, Zug, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen und Thurgau.

Hochachtbare Herren!

Ich habe mich in meine bischöfliche Dioces nach Konstanz begeben, und ich benutze die ersten Tage meines Aufenthalts dahier, um das verehrliche Schreiben der wohllöblichen Kantone in Betreff der Bisthümer-Einrichtung zu beantworten.

Der Beweis des Vertrauens, den mir Dieselbe in Dero Erlaß geben, war mir höchst schmeichelhaft und ich werde mir jederzeit eine wahre Angelegenheit daraus machen, diesem so schätzbaren Zutrauen in einer für unsere heilige Religion so wichtigen Sache auf jede thunliche Art zu entsprechen. Die biedere Schweizer-Nation hat seit Jahrhunderten nur in Eintracht und in brüderlicher Verbindung ihr Glück gefunden; ich wünsche von Herzen, daß auch die Diocesan-Einrichtung, welche das Beste der Religion und das Wohl des Vaterlands zugleich nahe berührt, in Liebe und Eintracht vorbereitet und berichtigt werden möge, wozu ich von meiner Seite als Bischof und Metropolit mit Vergnügen Alles beyzutragen bereit bin, was zu einer so nützlichen und vortheilhaften Diocesan-Eintheilung führen wird. Zur Vorbereitung dieser so wichtigen Kirchenangelegenheit scheint es mir aber vor Allem nöthig zu seyn, sich hierüber auch mit dem Kanton Luzern, der in dem ehrwürdigen Bunde einen so bedeutenden Platz einnimmt, freundschaftlich zu bereden, und sonach gemeinsam die Beystimmung des hohen Vermittlers der Schweiz, Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich, so wie jene Sr. päpstlichen Heiligkeit, vorerst zu erwirken. Sobald die hochachtbaren Herren diese vorläufigen Erfordernisse, die nicht wohl umgangen werden dürfen, berichtigt und mir den ganzen Entwurf der künftigen Diocesan-Einrichtung gemeinschaftlich vorlegen werden, werde ich mich glücklich schätzen, durch Gesetz und ordnungsmäßige Mitwirkung ein Werk zu befördern, wodurch das Wohl eines großen Theils dieser meinem Herzen so theuren Nation auf künftige Zeiten befestiget und sicher gestellt werden könne. Bis

dahin wünsche ich und bitte täglich Gott, daß die braven Schweizer durch Liebe und reine Anhänglichkeit das Glück ihres Vaterlands erhalten und fördern möchten; der ich übrigens mit unwandelbarer Hochachtung und Freundschaft stets verharre

der Hochachtbaren Herren Freund und Dienstbereitwilliger

Konstanz
den 7. Oktober 1813.

Karl,
Großherzog von Frankfurt,
Bischof von Konstanz.

4.

Kreisschreiben der Regierung des Löbl. Kantons Uri an die Regierungen der übrigen Diöcesanstände.

Getreue, liebe Eids und Bundsgenossen!

Mit Schreiben vom 16. d. hat Se. Exzellenz unser verehrtes Bundeshaupt uns das Antwort-Schreiben Sr. Königl. Hoheit des Fürst Primas an die konstanzischen Diöcesanstände in Betreff der Bisthums-Angelegenheiten, nebst den Abschriften zweyer von Hochselbem an ihn gestellten Zuschriften übermacht. Es ist für uns Pflicht, Ihnen G. L. E. u. B. hievon uneingestellte Kenntniß zu geben; Sie erhalten daher in Beylage das Schreiben Sr. Excellenz des Landammans sowol, als jene des Fürsten Primas.

Ohne Ihrem Urtheil im wenigsten vorgreifen zu wollen, noch einige Vorschläge oder weitläufige Bemerkungen uns zu erlauben, können wir, beseelt von ächteidgenössischem Sinn, der sich in allen wichtigen Angelegenheiten gegen treue und vertraute Bundesbrüder so gerne offen ausspricht — uns nicht enthalten, Ihnen einige durch dieses Schreiben an uns erzeugte Empfindungen mit brüderlichem Vertrauen mitzutheilen.

Sehr erfreulich und verdankenswerth sind die geneigten Gesinnungen des Fürstbischofs, seine schätzbare Bereitwilligkeit unser Vorhaben zu begünstigen; es gereicht uns zu nicht geringer Beruhigung, dieses unser Vorhaben von Hochselbem gebilligt, selbst als sehr nützlich und unser künftiges Wohl sichernd anerkannt zu sehen. Dagegen aber — Ihnen sollen wir es auch nicht hergen — war uns sehr unerwartet zu entnehmen, daß wir die Beystimmung unsers hohen Vermittlers erwirken sollen. Mit Recht setzen wir auf die möglichste Unabhängigkeit im Politischen

das größte Gewicht, und eben so wenig sehen wir ein, warum wir in dieser religiösen Angelegenheit die Bewilligung eines Fürsten suchen sollten, in dem wir zwar unsern erhabnen Vermittler und Bundsgenossen verehren, in unsern mit höchst demselben bestehenden Verhältnissen und Verträgen aber nicht den mindesten Grund finden, ihm dieses Geschäft anhängig machen zu sollen; auch annehmen dürfen, daß Höchstselber in diese unsere häusliche Angelegenheit nicht einzutreten gedenke. Wir gehen von der Ueberzeugung aus, dieselbe ruhig unter uns behandeln zu dürfen, und wollen daher sehr gern in dieser Stelle nicht Bedingung, sondern nur Wunsch des Fürstbischofs erblicken.

Wenn man in der den Kanton Luzern betreffenden Bemerkung eine Aufforderung finden wollte, daß die übrigen eilf löblichen Stände sich dem Willen dieses Einzigen fügen sollen, dürfte auch dieses nicht wenig auffallend seyn. Allein, nebst andern Ihren Einsichten nicht entgehenden Gründen mag wohl auch Unkunde der bereits gegen diesen löbl. Stand geschehenen Schritte diese Bemerkung veranlasst haben. Da wir uns hierbey der gewissen Zuversicht überlassen, Luzern werde nun sich an das gemeinsame, von dem Fürstbischof selbst gutgeheißene Vorhaben anschließen, so haben wir — überzeugt auch Ihrer Gesinnung zu entsprechen, — dieses Schreiben an Luzern, so wie an Argau mitgetheilt.

Uebrigens scheint uns sehr wünschenswerth, daß die weitern gemeinschaftlichen Schritte mit Beförderung geschehen, die erforderliche, gewiß nicht ausbleibende Beystimmung Sr. päpstlichen Heiligkeit durch Se. Excellenz den Hrn. Nuntius nachgesucht, und erneuerte zweckmäßige Vorstellungen an den Fürstbischof erlassen werden möchten, um das gewünschte Ziel zu erreichen, ehe das hoffentlich ferne, doch immer ungewisse, Hinscheiden des Fürsten den traurigen Fall der Verwirrung herbeyführt, dem zuvorzukommen wir in mehrern Hinsichten wünschen müssen.

Diesen vertraulichen Eröffnungen, worin Sie G. L. E. u. B. unsere gewohnte Freymüthigkeit und bundsbrüderliche Denkungsart erkennen werden, und die wir Ihrer klügern Beurtheilung zutrauensvoll anheimstellen, fügen wir die Bitte bey, uns von Ihren diesfälligen Ansichten und Gesinnungen mit freundlicher Offenheit beförderliche Kenntniß geben zu wollen.

In dieser Erwartung empfehlen wir Sie E. L. E. u. B. mit uns dem Machtschutz des Allerhöchsten.

Altdorf, den 20. Oktober 1813.

Landammann und Rath des Kantons Uri —
Der Landammann Beßler; Namens des Raths, Landschreiber Lusser.

5.

In einer zu Zürich am 19. Nov. 1813 während der versammelten außerordentlichen Tagsatzung, und während sich gerade auch der Fürst Primas daselbst anwesend befand, gehaltenen weitern Konferenz der Konstanzer Bisthums-Kantone ward folgender Beschluß gefasst.

Die Gesandtschaften der löbl. eidgenössischen Stände Uri, Schwytz, Unterwalden, Zürich, Glarus, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen und Thurgau, in Zürich versammelt, aus Auftrag und Vollmacht ihrer souverainen Obern, in Folge des von Hochdenselben gefassten Entschlusses und ihres Pflichtgefühls, noch bey Lebzeiten ihres gewogenen und wohlthätigen Oberhirten, dem künftigen kirchlichen Wohl Fürsehung zu thun und zu dem Ende die von Höchstdemselben erhaltenen günstigen Verheißungen zu benützen und seine weise, mit innigstem Danke anerkannte, Rathschläge zu befolgen:

und in Erwägung daß es nothwendig sey, sich den bey Sr. Heiligkeit, dem Haupt der katholischen Kirche, vorzunehmenden Schritten, über jene Gesinnungen und Zusagen, ihres Hochwürdigsten Bischofs zu rechtfertigen, haben in der heutigen Versammlung der löbl. zu dem Kirchsprengel Konstanz gehöriger Stände beschlossen, die Hochgeachten Herren: Hr. Alt Landamman Grimm von Wartenfels, Hr. Landammann und Pannerherr von Reding und Hr. Regierungs-Präsident Müller Friedberg, an Seine, des Hrn. Großherzogs von Frankfurt und Bischofs von Konstanz Königl. Hoheit abzusenden, damit sie Höchstdenselben zu obigem Behelf um die schriftliche Erklärung bitten: „daß Se. Königl. Hoheit die Einwilligung zur wirklichen Trennung vom Bisthum Konstanz auf jenen Fall ertheilen, wo Se. Heiligkeit der Papst der von den Kantonen, sey es im Allgemeinen, sey es einzeln, getroffenen Diocesan-Einrichtung, seine Sanction wird gegeben haben!!

Wobey die Herren Committirte ferner beauftragt sind, die

in dem Schreiben der L. Kantone selbst enthaltene Versicherungen zu bekräftigen und Sr. Königl. Hoheit unter beharrlicher Empfehlung ihres geistlichen Besten, ihre ehrfurchtsvolle und getreue Ergebenheit genehm zu machen. —

6.

Den an ihn abgeordneten Kommissarien stellte hierauf der Fürst Primas die nachfolgende Erklärung zu.

Jede Veranlassung ist mir angenehm, in welcher ich die Wünsche eines jeden der löbl. Kantone in Erfüllung bringen kann, welche bisher in Verhältnissen der Kirchenverfassung einen Bestandtheil des Bisthums Konstanz ausmachten.

An Ihro päpstliche Heiligkeit werde ich als Erzbischof der Regensburger, vorhin Mainzer Metropolitan-Provinz, zugleich auch als Bischof von Konstanz, ein unmittelbares verehrungsvolles Schreiben erlassen, worin ich mich der väterlichen Entscheidung unterwerfe, in Betreff der Frage: ob und welche Kantone von dem Bisthum Konstanz wirklich zu trennen seyen?

Meine vieljährige Anhänglichkeit an die fromme, biedere Schweizer-Nation erregt in mir den Wunsch, den bischöflichen Beruf lebenslänglich in Betreff derjenigen Kantone ferner erfüllen zu können, welche mich darum ersucht haben; welches mir um so thunlicher scheint, als ich neuerlich allen weltlichen und Staatsgeschäften entsagt habe, und ich mich unmittelbar und ganz denen bischöflichen Angelegenheiten widmen kann. Aber auch hierin werde ich in ehrerbietigstem Vertrauen die väterlichen Gesinnungen des erhabenen Oberhauptes der katholischen Kirche befolgen.

Die hochgeehrtesten Herren Deputirte, Hr. L. A. Grimm von Wartenfels, Hr. Landammann von Reding, Hr. Präsident von Müller Friedberg werden ersucht, diese Erklärung den eidgenössischen Gesandtschaften der löbl. Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zürich, Glarus, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen und Thurgau mitzutheilen.

Zürich, den 24. November 1813.

Unterz. Karl,
Erzbischof von Regensburg, Bischof von Konstanz.

(L. S.)

Unterz. Ludw. Kopp,
erzbischöfl. Regensb. und geistl. Rath.

7.

In einer abermaligen katholischen in Zürich am 26. Nov. 1813 gehaltenen Konferenz ward dann nachstehender Entwurf eines Schreibens an Se. Heiligkeit den Papst genehmigt, und den Ständen zur Ratifikation, die bis Ende des Jahrs an die Regierung des löbl. Standes Uri notificirt werden sollte, übermacht, in der Meinung, daß das genehmigte Schreiben, in lateinische Sprache übergetragen, nach erhaltenem Consens an seine Bestimmung abgehen soll.

An Seine Heiligkeit.

Die schweizerische Eidgenossenschaft sieht in verhängnißvollen Zeiten ihre Ruhe und ihr Glück durch ihre Verfassung bevestnet. Nun ist es ihre erste Obliegenheit, auch ihrer kirchlichen Ruhe, ihrem geistlichen Heil für künftige Zeiten, als ein frommes, der Altvordern nicht unwürdiges Volk fürzusorgen, und dasselbe nur auf den eigenen Charakter vertrauend, von dem Wechsel äußerer Umstände unabhängig zu machen.

Schon aus Dankbarkeit gegen Gott, der ihnen so oft und wunderbar ein gutes Vaterland erhalten hat, sind die Schweizerkantone dessen pflichtig, und der päpstliche Stuhl, dem sie unter allen Nationen der Welt von Alters her so ausgezeichnet und unverbrüchlich zugethan waren, ist die heilige Quelle, aus welcher sie schöpfen müssen.

Die zum Bisthum Konstanz gehörigen Kantone —— drücken daher E. Heil. in tiefster Ehrfurcht und mit angeerbtem Zutrauen den viel und wohlüberlegten Wunsch aus, daß auch Ihnen, wie es andern Nationen milde gestattet worden, von dem päpstl. Stuhle gewährt werden wolle, fürohin ihre kirchlichen Angelegenheiten nur durch eigne und einländische Bischöfe geleitet zu sehen. Sie erbitten sich daher, unter Vorstellung dringlicher Umstände, von Ihrer väterlichen Huld die Bewilligung, Ihnen, heiligster Vater, nach sorgfältiger Berathung, jene Einrichtungen neuer und nationaler bischöflicher Gewalt und Aemter vorlegen zu dürfen, zu deren in gedeihlicher Zeit vorzunehmender Einführung sie die allerhöchste päpstliche Sanction in tiefer Ehrerbietung zu erhalten begierden, und zu diesem Ende die vorläufige oberhäuptliche Zusage der Trennung von dem in Deutschland gelegenen Bisthum Konstanz.

Wohlwissend, daß die Einstimmung des Bischofs in solchem

Angelegenheiten von hohem Gewicht ist, haben sie sich vorläufig an ihren Bischof und Metropolitan, Se. Königl. Hoheit den Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg gewendet und belegen ihr ehrfurchtsvollstes Schreiben mit einer durch das oberste Bundeshaupt bezeugten und vidimirten Uebersetzung der urkundlichen Erklärung dieses Kirchenfürsten.

Hiemit u. s. w.

Die Schulth. LA. Präs. und Räthe der Kantone
Uri und im Namen derselben
Landamman und Rath des Standes Uri.

8.

Kreisschreiben der Regierung des Standes Uri an die übrigen Diöcesan-Kantone vom 6. Dec. 1813.

Getreue, liebe Eids und Bundsgenossen!

Durch Ihre Ehrengesandtschaft bey der jüngsthin versammelt gewesenen außerordentlichen Tagsatzung werden sie vollständigen Bericht über die Verhandlungen erhalten haben, welche bey diesem Anlasse über unsre Bisthums-Angelegenheiten sind gepflogen worden.

Die große Mehrheit der löbl. Konstanzischen Diöcesankantone hat in diesfälliger Berathung beschlossen, dem in Zürich anwesenden Hrn. Bischof dasjenige Ansuchen durch eine Deputation vortragen zu lassen, welches Sie aus Beylage entnehmen werden. Auf die von Hochdemselben hierüber ertheilte abschriftlich hier beyliegende Erklärung wurde dann in zweyter Sitzung der Entwurf eines Schreibens an Se. Heiligkeit den Papst berathen, und von den Ehrengesandtschaften der zehn im ersten Act schon benannten Kantone, unter Vorbehalt der Ratifikation ihrer hohen Regierungen, angenommen.

In Folge des daherigen Beschlusses geben wir uns die Ehre, Ihnen G. L. E. u. B. dieses Schreiben, mit der lateinischen Ueberseßung, zu übersenden, mit dem freundschaftlichen Ansuchen, uns noch vor Ende des laufenden Jahrs Ihre Ratifikation nebst allfälligen Bemerkungen anzeigen zu wollen, um dann dasselbe im Namen der beypflichtenden löbl. Stände an Bestimmung erlassen zu können.

Die schöne Eintracht, mit welcher die meisten L. Stände in diesem Geschäft bisher vorgeschritten, die unverkennbare Zweck-

mäßigkeit des vorgeschlagnen Schreibens, welches der geraden und sicheren Erreichung der gemeinschaftlichen Absicht auf ganz vorzügliche, zugleich aber auch jedem künftigen Entschlusse unvorgreifliche Weise entspricht, gibt uns nicht nur die angenehme Gewißheit der Genehmigung der zehen obbemerkten hohen Stände, sondern läßt uns auch den Beytritt der drey übrigen, an welche gegenwärtige Mittheilung auch geschieht, mit einiger Zuversicht erwarten.

Wir empfehlen sie E. L. E. u. B. unter Zusicherung bundsbrüderlicher Ergebenheit samt uns dem Machtschutz des Allerhöchsten.

Altdorf, 6. December 1813.

Landammann und Rath des Kantons Uri.

9.

Die Ratifikationen der zehn obgenannten Kantone und später auch jene von Luzern und Zug (nicht aber die von Aargau) wurden ertheilt, und dann unterm 16 April 1814 im Namen der 13 Kantone durch die Regierung von Uri folgendes Schreiben an den Papst erlassen.

Beatissime Pater!

Grato plane in Deum animo Helveticum foedus, in tam turbulentis, ac incerto fato gravidis temporibus, otium, tranquillitatem ac salutem suam, ea qua constitutum est, ratione consolidatum cernens, imprimis sui muneris esse ducit, ut, qui populus sua pietate semper inclytus, nec suis a majoribus degener unquam erat, et iis provideat rebus, quae Ecclesiae suae pacem, et animarum salutem in posterum quoque augere, et promovere, nec non fortiter impedire valent, ne iste sua dumtaxat virtute et animo innixus populus posthac ab exterarum dependeat regiminum vicissitudine: Ad quae, quantum in nobis est, procuranda quammaxime, ut jam innuimus, gratus in Deum, qui toties, nec raro miro sane modo carissimam nostram conservare non destitit patriam, nos stimulavit et in praesenti stimulat animus. Sedes vero Romana, cui, historia duce, et devota nostros in majores mente tam audaciter loqui non haesitamus, prae omnibus fermo nationibus etiam antiquitus singulari quadam, et inviolata Helvetiae pagi adhaeserunt fide, sedes haec est, ex qua praesertim hoc in negotio Helvetos uti ex saluberrimo ac sanctissimo fonte consilium, auxiliumque haurire oportet. Qua de causa summa cum reverentia, ac nostris Patribus haereditata in apostolicam sedem fiducia, inferius subscripti Helvetiae Pagi sub Constantiensi modo degentes Dioe-

ordi suum iterum, iterumque, ac semper mature perpensum. Tuae sanctitati proponere praesumunt desiderium: exoptant nempe, ut ipsi aeque, quod aliis jam clementer concessum fuisse norunt, in posterum Tua hoc largiente Benignitate, ab Episcopo indigena ipsorumque in medio residente, res suas ecclesiasticas regi, ac gubernari videant. Quem ad finem infernine signati a Tua clementia inprimis expetere non dubitant, ut ipsis ea quae Helvetiae pagis diligenti, ac sollicita consideratione habita, novam (unam aut plures) sua in patria erigendam, ab indigenaque occupandam episcopalem sedem ex SS. Canonum mente, non minus opportuna quam necessaria videbuntur, Tua cum prudentia conferre liceat. Hisce dein a Tua suprema authoritate confirmatis ac sancitis, ut nos infra scriptos Tua Sanctitas a Constantiensi sede separatos publice declarare velit, instanter rogamus. Modo vero jam ad urgentes, nec Tuae Sanctitati occultas rationes etiam atque etiam petimus, ut, quo citius fieri potest, nos Tua clementia certiores reddere dignetur, a Benignitate Tua statim ac superius vindicata rite fuerint composita facultatem nos a Constantiensi sede separandi fore concedendam. Cum autem neutiquam ignari essemus, rem summi momenti esse, ut iis, qui hujusmodi petunt, iste quoque, a quo directi hucusque erant, assentiat Episcopus: Reverendissimum Dominum *Carolum de Dalberg*, Archiepiscopum Ratisbonensem, qui ipse etiam noster est Episcopus Constantiensis, adire non neglexímus, cujus responsum latinum verti in idioma, ejusque fidem, adjecto a supremo foederis nostri capite testimonio, firmari curavimus, quod nunc sic monitum, una cum hoc nostro supplici libello humillime ad Tuae sanctitatis pedes deponendum esse censemus. His igitur Tuae Clementiae ac Sapientiae expositis nihil restat, quam ut Tibi, Beatissime Pater etc. etc.

10.

Unterm 14 Dec. 1814, schrieb der päpstliche Nuntius an die Regierung von Solothurn.

Je n'ai jamais perdu de vue les vœux, que le Gouvernement de *Soleure* m'avoit exprimés par l'organe de sa deputation (diese bestund aus den Staatsräthen Ludwig von Roll und Lüthy) au mois de Janvier 1813, confirmés dans sa depêche subséquente du 4. mars, et rapellés dans votre precieuse

réponse du 27. Septembre dernier, savoir: de travailler à la réunion de votre Canton à un seul Evêché. Je me suis fait un devoir de m'en occuper autant que les circonstances l'ont permis. En conséquence de mes démarches pour cet objet, j'expédie aujourdhui à Mgr. le Prince-Evêque de Bâle, en vertu d'instructions positives et de pleins pouvoirs du souverain Pontife un diplôme *d'Administrateur Apostolique* de la partie de votre territoire dépendant du Diocèse de *Lausanne*, vacant depuis le 9 du courant par le mort de Mgr. l'Evêque *Maxime*. Cette provision spéciale est un acte préparatoire.

J'espère d'un autre côté, Messieurs, vous transmettre sous peu les actes definitifs *de la séparation des Cantons Suisses du siége Episcopal de Constance*, en conséquence de laquelle la portion de votre Canton, qui en relevait, sera aussitôt assigné et incorporé au diocèse de *Bâle*.

Veuillez etc. *Lucerne* le 14. Decembre 1814.

Signé. *F. Archevêque de Beryte,*
Nonce apostolique.

II.

Am 31 December 1814 schrieb der päpstliche Nuntius an die Regierung des Standes Uri Folgendes:

Fabricius Sceberras, Testa ferrata, Dei et Apostolicae sedis Gratia Archi-Episcopus Beryti sanctissimi D. N. D. *Pii*, Divina Providentia Papae *VII* Praelatus Domesticus et Pontificio solio assistens, ejusdem, ac sanctae sedis ad Helvetios, Rhaetos et Vallesianos nec non Constantiens., Basiliens., Sidunens., Curiens., et Lausannens. Civitates et Dioeceses cum potestate Legati-a-Latere *Nuntius* — Illustrissimis Dominis Landammanno et consiliariis *Reipublicae Uraniensis*.

Illustrissimi Domini,
Domini Observandissimi,

De mandato sanctissimi Patris ac Domini nostri Domini *Pii Papae VII* venerandum responsum suum, quo Inclytae Nationis vestrae Cantonum vota prorsus explentur, ad Dominationes Vestras Illustrissimas transmittimus, quas lateri non debet, Nos paratissimos esse ad ea, quae in praefatis Sanctitatis Suae litteris Humilitati Nostrae praecipiuntur, ad amussim exequenda. Significamus Vobis interea, Nos jam transmisisse Apo-

stolicas Litteras de peracta separatione Helvetiae a Dioecesi Constantiensi ad E.mum Episcopum Administratorem Dominum *Dalbergy* nec non aliis Apostolicis Litteris *Beatissimum Patrem* elegisse pro nunc in suum *Vicarium apostolicum* pro Separatis Cantonibus Vestris Dominum *Franciscum Bernardum Goeldlin a Tieffenau*, Praepositum insignis Collegiatae Ecclesiae Beronensis. Dum sanctitatis Suae pretiosa gloriamur perficere mandata, et praedictos Actus Dominationibus Vestris patefacimus, sincerae existimationis Nostrae sensus Vobis renovare gaudemus.

Datum *Lucernae* ex Nostra Residentia, die 31 Decembris 1814.

Fabricius Archiepiscopus Beryti,
Nuntius Apostolicus.

12.

Das Schreiben Sr. Heiligkeit des Papstes war folgenden Inhalts.

Pius P. P. VII. Dilectis Filiis, Scultetis, Praesidibus, Landammanis ac senatoribus *Rerum publicarum Uraniensis*, *Switzensis*, *Subsylvanae*, *Lucernensis*, *Tigurinae*, *Glaronensis*, *Solodurensis*, *Scaphusinae*, *Abbatiscellanae*, *St. Gallensis*, *Turgoviensis*, et caeterarum *Helvetiae Rerumpublicarum Dioecesis Constantiensis*.

Dilecti Filii, Salutem et Apostolicam Benedictionem. Jucundissima Nos delectatione affecerunt obsequiosae litterae Vestrae die 16 Aprilis scriptae, quas Nuntius Noster Nobis misit. Pertulerunt enim ad Nos quandam quasi effigiem veteris vestri, omniumque Catholicorum Helvetiorum erga Nos et Apostolicam sedem amoris atque observantiae. Quocirca inter caeteras curas, quas in hac divinarum, humanarumque rerum curatione divinitus nobis concredita subimus, hunc quoque in pretio habendam ducimus, ut preces Vestras pro Helvetiorum Pagis a Constantiensi Dioecesi separandis, novaque Episcopali sede stabilienda excipiamus. Profecto quantum ex hactenus allatis cognovimus, Nobis e re Christiana visum est, Vestros Episcopatus Helvetiorum Pagorum terminis circumscibere aut finire. Verum illud Vos in antecessum monitos volumus, in nova Dioecesi plura praesto esse oportere: Cathedrale nimirum templum, Canonicorum Capitulum, Seminarium Clericorum, Bona ex

quorum reditu, et ad Religionis usum necessaria comparentur, et qui Altari inserviunt alantur; uno que verbo ea omnia, quae a Sacris Canonibus pie prudenterque sancita sunt. Quae quidem omnia cumulate pro vestris singularibus in Ecclesiae bonum studiis praestituros Vos esse confidimus, ut ita res nullam, saltem in his, difficultatem patiatur. Deinde vero finium non unius Principatus, quos nondum exploratos habemus, in hac Cathedrali, quam flagitatis, constituenda Ecclesia, ratio etiam habenda est. Quae res cum sic se habeant, scribimus ad Archiepiscopum Beryti, qui optimo animo et alacri studio Nostras et hujus sanctae Sedis apud dilectos filios Helvetios res gerere non desistit, ejusque ingenio et prudentiae committimus, ut ea interim paret, quae rei hujus queant spectare tractationem. Ea vero nos spes tenet, obicem nullum obventurum unde Vos voti compotes haud esse possitis. Denique Vos, omnesque Helvetios, qui sanctae Fidei candorem conservant, paterna benignitate complectimur et in hujusce rei pignus Vobis omnibus ex animo Apostolicam Benedictionem impertimur. Datum *Romae* apud sanctam Mariam Majorem, Nonis Octobribus An. MDCCCXIV. Pontificatus Nostri anno XV.

Pius P. P. VII.

13.

Unterm 1 Januar 1815 schrieb der päpstliche Nuntius an die Geistlichkeit der Diocesancantone Folgendes:

Fabricius Sceberras, Testaferrata, Dei et Apostolicae Sedis Gratia Archiepiscopus Beryti, Sanctiss. D. N. D. *Pii,* Divina Providentia Papae *VII.* Praelatus Domesticus et Pontificio solio assistens, Ejusdem, ac sanctae sedis ad Helvetios, Rhaetos et Valesianos, nec non Constantiens. Basilens. Sedunens. Curiens. et Lausannens. Civitates et Dioeceses cum potestate Legati-a-Latere — *Nuntius* — Dilectis in Christo Filiis ven. Abbatibus, Praepositis, Capitulis, Canonicis, Decanis, Camerariis, Sextariis, Parochis, et aliis Ecclesiarum Rectoribus quibuscumque, ipsorumque vices gerentibus, Conventibus, caeterisque Personis Ecclesiasticis, Saecularibus et Regularibus Helvetiae olim in Dioecesi Constantiensi inclusae, *salutem et sinceram in Domino Charitatem.*

Inter gravissimas animi sollicitudines, quas jam diu ex rerum Ecclesiasticarum perturbatione suscepimus, effulsit tandem

Nobis immissa desuper a Patre Luminum, et Deo totius consolationis lux aliqua quae cor nostrum mirifice recrearet, sanctissimus Pater ac Dominus Noster D. *Pius* Papa VII. a vinculis, quibus ob Dei, et Ecclesiae tuendam causam tamdiu languescere debuit, mirabiliter ereptus, ad electum, et fidelem Helvetiorum gregem, quem intimo et constanti Paterni amoris sensu complexus omni tempore fuit, oculos suos convertit. Et cum Ei, ut Petri Successori, commissa sit a Christo Jesu universae Ecclesiae suae gubernatio, nec non cura regendi non modo gregis Dominici agnos, qui sunt populi per totum terrarum orbem diffusi, sed etiam oves, nimirum Episcopos, qui veluti agnorum matres, populos in Christo Jesu generant, iterumque parturiunt, justissimis, gravissimisque causis animum suum moventibus, Helvetiam universam, quae in Dioecesi Constantiensi includebatur, per Litteras Apostolicas ab Humilitate nostra ad E.mum Dominum *Carolum Dalberg* Episcopum Administratorem transmissas, ab illo Episcopatu prorsus separavit, ac avulsit. Repleti itaque fuimus consolatione, superabundavimus gaudio, sustulimus ad coelum manus Deo gratias humiliter agentes, cui placuit tam laeto eventu solari spem nostram, nostrumque augere solamen; ex quo vestra etiam hac de re vota, ob causas, quas deflere potius juvat; quam in memoriam revocare, expleri perspeximus.

Recordamur adhuc, et nunquam nostro animo excident suspiria, lacrimae ac preces, quas, dirissimis adversus *Petri* navem infrementibus fluctibus, cum Humilitate Nostra emisistis: nulla ex corde nostro delebit oblivio fortitudinem vestram, cujus tot luculenta muneribus, vestrique virtutibus digna argumenta praebuistis. Nullis siquidem periculis fracti, nullaque temporum difficultate deterriti, a vigilantiae officio decessistis, neque ullus humanitatis sensus Vos retardavit quominus loqueremini cum fiducia verbum Dei, sanamque doctrinam, et debitam vestrae et omnium Ecclesiarum Matri, Capiti, et Magistrae sanctae Romanae Ecclesiae, unde Religionis origo manavit, ubi Fidei petra, ubi Fons sacerdotalis Unitatis, ubi incorruptae Veritatis doctrina, obedientiam propugnaretis, ac vindicaretis. Fortitudo haec quemadmodum dolorem nostrum elapsis vicissitudinibus lenivit, ita excitat Nos, ut gratias Omnipotenti Deo maximas persolvamus, qui ad Religionis et Ecclesiae apud Vos praesidium, et ad sacerdotalis constantiae, qua praelucetis

exemplum, tanta Vos Virtute induit ex alto, et ut Vos meritis laudibus prosequentes, intima animi nostri benevolentia in aevum complectamur.

Auspicia tam laeta ob Vestram ab Episcopatu Constantiensi separationem, oblatos rerum eventus subsecuturos esse, perficiente Eo, qui coepit, confidimus. Elegit interim *Beatissimus Pater* emeritissimum Virum *Franciscum Bernaldum Goeldlin a Tieffenau*, Praepositum Insignis Collegiatae Ecclesiae Beronensis, in suum apud Vos Vicarium in spiritualibus, qui solus modo legitima pollens auctoritate, antiquissimae Ecclesiae Vestrae Vindonissensis Episcoporum, de quorum laudibus Epaonense, Arvernense et Aurelianense IV concilia testantur, vestigiis inhaerens, non dominabitur in cleris, sed forma factus gregis ex animo spiritualibus populorum consulet utilitatibus.

Insuper sanctissimus Pater, ut incolumis sit ubique veneranda Ecclesiae Disciplina, eaque praesertim, quae pertinet ad evangelicas virtutes, christianamque pietatem, ac poenitentiam exercendam, virtute ac plenitudine Apostolicae suae potestatis praecipit ac jubet, ut, a cognitione praesentium Litterarum, sanctae Matris Ecclesiae praecepta apud Catholicos Helvetios etiam tanquam ejusdem filios dilectissimos rite serventur, et expressis verbis praetensum Indultum de dispensatione ab abstinentia in sabbatis nullum, atque irritum rursus declarat, atque ubique integram et incolumem praecipit, sabbati abstinentiam de hisce omnibus conscientiam vestram onerando.

Invictum Zelum, quo pro Religione flagratis, suspeximus; adhaesionem, ac observantiam singularem, qua Christi in terris Vicarium prosequimini, expendimus; undique manum Domini gressus ac consilia vestra misericorditer dirigentem agnovimus; hinc tutissimi sumus, Vos cum grege Vestro mandata sanctissimi Patris penitus expleturos. Neque hic commemorandum esse arbitramur, quam parati simus Vobis omni praesidio semper esse, cum ignorare non possitis interesse valde Nostrae Apostolicae Legationis, omnibus Dei et Ecclesiae causam agentibus obsequi. Vobis interim misericordiarum Patrem propitium usque precamur, et peculiaris nostrae erga Vos charitatis indicem Apostolicam Benedictionem peramanter impertimur.

Datum *Lucernae* ex Palatio Nostrae Residentiae die 1 Januarii 1815.

Fabricius Archiepiscopus Beryti,
Nuntius Apostolicus.

(L. S.)

14.

Die nachfolgende Protestation des Domkapitels und der geistlichen Regierung in Konstanz gegen die Bisthums-trennung erschien unterm 31. Januar 1815.

Des hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Herrn Karl Theodor, Bischofen zu Konstanz rc. rc.

Wir zu den geistlichen Sachen verordneter Provikarius Generalis

Entbiethen der hochpreislichen Tagsatzung der Schweizerischen Republik, den hochlöblichen Kantonenregierungen, der hochwohl- und ehrwürdigen Geistlichkeit des bischöfl. Konstanzischen Bisthums-Antheils in der Schweiz unsere Ehrerbietung, Hochachtung, und Liebe in Jesu Christo unserm Herrn.

Wir haben in den ersten Tagen dieses Jahrs aus Zeitungen und einigen Privatnachrichten erfahren, daß Se. päpstl. Heiligkeit Pius VII. mittelst Breve vom 7. Okt. v. J. die Trennung derjenigen Schweizerkantone, welche bisher unter dem geistlichen Hirtenstabe der Bischöfe von Konstanz gestanden sind, ausgesprochen, und daß die päpstliche Nuntiatur zu Luzern bereits einen apostolischen Generalvikar für die von dem Bisthume Konstanz abgetrennte Kantone gewählt, beeidiget und installirt habe.

Wir haben nicht ermangelt, diese Ereignisse sogleich an Se. Eminenz den hochwürdigsten Herrn Ordinarius nach Regensburg einzuberichten. Se. Eminenz erwiederten uns, in Formalibus:
„Den Abend vor meiner Abreise von Meersburg erhielt ich ein
„päpstl. Breve von weitumfassendem mannigfältigem Inhalt,
„worin unter anderm folgende Worte vorkommen:

„Evidentis utilitatis causa compulsi a Dioecesi Constan-
„tiensi separandos fore judicavimus, quemadmodum de facto
„de plenitudine apostolicae potestatis separamus catholicos
„Helvetiae pagos ad eandem Constantiensem Dioecesin
„spectantes, novas deinceps episcopales sedes in regionibus
„illis erecturi."

Meine Antwort auf diese Stelle ist folgende:

„Petiit resp. Helvetica a me in decursu anni praeteriti
„dismembrationem dioeceseos constantiensis in non nullis pagis
„suae confoederationis existentibus. Expositurus sum fideliter,
„quae mihi nota sunt circa dictam et desideratam dismembra-
„tionem. Fidelis ego sanctae Ecclesiae romanae filius respon-

„sum in eo sensu dedi, dicens: talem dismembrationem esse „causam majorem, Sanctitati vestrae reservatam. Liceat mihi, „beatissime Pater, humillime observare, quod mea opinio *sola* „non sufficiat ad fundandam talem dismembrationem modo „stabili, cum in tali casu audiendi sint ii, quorum interest. „Sunt ii: *primo* resp. Helvetica: *secundo* Magnus-Dux Ba-„densis, seu summus imperans civitatis constantiensis et advo-„catus ecclesiae cathedralis ibidem: *tertio* Capitulum Cathe-„drale Constantiense, quod in juribus spiritualibus secundum „canones ecclesiae a juribus Episcopi non separandis adhuc „legitime existit: *quarto* Curia Episcopalis Constantiensis."

Se. Eminenz haben zur nämlichen Zeit auch dem hochw. Domkapitel rescribirt, „in formalibus: Se. päpstl. Heiligkeit „hätten durch ein Breve vom 2. Nov. v. J. an Se. Eminenz er„öffnet, daß Höchstdieselbe denjenigen Schweizerkantonen, welche „bisher Bestandtheile des Bisthums Konstanz gewesen, einen „eigenen Bischof zu gestatten gesonnen seyen. In dieser Berech„nung hätten Se. Eminenz Sr. päpstl. Heiligkeit erwiedert, daß „die Rechte eines Hochstifts und Kathedralkirche auf Bisthum „und Domkapitel eine gemeinsame Beziehung hätten: es sey zwar „Thatsache, daß durch die Reichsschlüsse von 1802 und 1803 „die Güter der Domkapitel sekularisirt worden seyen; indessen stehe „den Domkapiteln gleichwohl dasjenige noch zu, was den geistlichen „Verhältnissen gemäß denselben zugehörte. Diesemnach sey es „recht und billig, daß auch sie im Fall einer solchen Abänderung „vernommen werden. Sollte das Domkapitel zweckmäßig erach„ten, von dem Antrage der gedachten Veränderung in der Schweiz „Anlaß zu nehmen, die Gründe des Fortbestandes seiner geistli„chen Rechte und Verfassung bey Sr. päpstl. Heiligkeit in Vor„trag zu bringen, so seyn Se. Eminenz so bereit als schuldig, „diese Gründe Sr. päpstl. Heiligkeit vorzulegen."

Dieser Erinnerungen Sr. Eminenz des hochw. Herrn Ordinarius konnte die hohe päpstl. Nuntiatur zu Luzern nicht unbewußt seyn, und wenn dieses auch der Fall gewesen wäre, so hätte Hochselbe die kanonischen Rechte, vermöge deren keine Alienation bischöfl. Rechte ohne Konsens des Domkapitels Statt haben kann, vor Augen nehmen sollen. Dessen ungeachtet gab Hochselbe ihr Dekret vom 1. Jän. d. J. hervor, und ohne mit dem Domkapitel, dessen Existenz Se. päpstl. Heiligkeit erweislich selbst noch anerkennen, nur ein Wort zu wechseln, fing sie den Prozeß

von der Exemtion an, indem sie sich Rechte anmaßte, welche ihr keineswegs zukamen. Mehrere hohe Kantonenregierungen sahen durch dieses eigenmächtige, und, wie sie es nennen, voreilige Benehmen der hohen päpstl. Nuntiatur nicht nur ihre Souveränitätsrechte gefährdet, sondern auch jenen ruhigen und würdevollen Gang, mit welchem sie diesen wichtigen Gegenstand zu behandeln entschlossen waren, abgebrochen. Hochdieselben wollten nämlich einen eigenen Landesbischof haben. Dieses zu erreichen, wendeten sie sich, wie billig, zuerst an Se. päpstl. Heiligkeit, Höchstwelche auch unterm 7. Okt. v. J. den meisten, nicht allen, im Bisthum Konstanz gelegenen Kantonenregierungen erklärten, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehen werde: „verum illud vos, sagen Se. Heiligkeit ausdrücklich, und setzen als conditio sine qua non voraus, „in antecessum monitos volumus, in nova dioecesi „plura praesto esse oportere, cathedrale nimirum templum, „canonicorum capitulum, seminarium clericorum, bona ex „quorum reditu et ad religionis usum necessaria comparentur, „et qui altari serviunt, alantur, unoque verbo ea omnia, quae „a sacris canonibus pie prudenterque sancita sunt. Quae quidem omnia cumulate pro vestris singularibus in ecclesiae „bonum studiis praestituros vos esse confidimus, ut ita res nullam, *saltem in his*, difficultatem patiatur. Deinde vero „finium non unius principatus, quos nondum exploratos habemus, in hac cathedrali, quam flagitatis, constituenda ecclesia „ratio etiam habenda est. Quae res cum sic se habeant, scribimus ad Archiepiscopum Beryti, qui optimo animo et alacri „studio, nostras, et hujus sanctae Sedis apud dilectos filios „Helvetios res gerere non desistit, ejusque ingenio et prudentiae committimus, *ut ea interim paret, quae rei hujus queant spectare tractationem.*

In diesen letzten Worten besteht die ganze Vollmacht, welche Se. päpstl. Heiligkeit Höchstdero Nuntiatur zu Luzern über den vorliegenden Gegenstand zuerkannt haben.

Man bemerkt in diesem Breve jenen ruhigen und vorsichtsvollen Geist, mit welchem Se. päpstl. Heiligkeit diesen wichtigen Gegenstand theils selbst behandeln, theils von der Nuntiatur behandelt wissen wollen. Man bemerkt ferner, daß Se. Heiligkeit voraussetzen, daß außer den Dotationsschwierigkeiten noch andere eintreten dürften, deren Einwirkung man noch nicht voraussehen konnte. Unter diese wird doch jeder Sachkundige die Reklamation

des Bischofs von Konstanz und des Domkapitels über die ihnen zustehenden Rechte auf den bisherigen schweizerischen Bisthums-Antheil zählen; welche Reklamation auch Se. Heiligkeit vorausgesehen zu haben scheinen. Man bemerkt endlich, daß, indem die hohe Nuntiatur nur bevollmächtigt war, daß sie dasjenige vorbereite, was zur weitern Verhandlung dieser Sache, der Dotation, geeignet seyn möchte, sie selbst die ihr von Sr. päpstl. Heiligkeit gesetzten Gränzen überschritten habe, da sie, ohne Wissen und Bewilligung der souveränen Regierungen, ohne Bewilligung des rechtmäßigen Bischofs, ohne Wissen und Bewilligung des Diözesandomkapitels, und anderer betheiligter höchster und hoher Stellen, durch ihre Publikation vom 1sten d. die mehr als tausendjährigen, von geistlich und weltlichen Oberbehörden anerkannten, von dem bischöflichen Ordinariate zu Konstanz nie zur Destruktion, sondern immer zur Aedifikation ausgeübten bischöflichen Rechte, ohne alle vorhergegangene Rücksprache mit gedachtem Ordinariate, ohne alle kanonische Ordnung, zur größten Unruhe der Gewissen, plötzlich über den Haufen warf, und diese Rechte Personen übertrug, denen sie zu übertragen sie durchaus unbefugt war, Personen, welche diese Rechte mit gutem Gewissen anzunehmen, oder sie auszuüben, nicht geeignet waren, da sie desjenigen Eides der Treue und des Gehorsams, den sie bey ihrer Ordination dem Bischofe zu Konstanz, seinem Generalvikar und Offizial geschworen haben, noch keineswegs entlassen sind, auch so lange nicht werden entlassen werden, bis nicht durch eine rechtliche Uebereinkunft der betreffenden Oberbehörden diese wichtige Sache geschlichtet, und der schweizerische Bisthums-Antheil von dem Bischofe zu Konstanz, mit Einwilligung des Domkapitels, unmittelbar in die Hände eines ordnungs- und rechtmäßig instituirten Bischofs übergeben seyn wird.

Inzwischen hat sich in der zu diesseitigem Bisthume gehörigen Schweiz eine Gattung von geistlicher Anarchie eingeschlichen, welche wir sogleich heben zu können wünschten. Da hält es nämlich, wie einst zu Korinth, der Eine mit Paulus, ein Anderer mit Apollo, ein Dritter mit Kaephas, u. s. w., und so zerreißen sie das Band der Liebe und der Vollkommenheit, welches das bischöfl. Ordinariat zu Konstanz seit so vielen Jahrhunderten mit der Schweiz so liebevoll vereinigte. Wir können, und müssen aber Allen zurufen: Ist denn Paulus, oder Apollo, oder Kaephas, für euch gekreuziget; oder seyd ihr dann auf die Namen dieser Män-

nep getauft worden? Nicht eine Nuntiatur, sondern die Bischöfe von Windisch und Konstanz — der Ort ist an und für sich Einer, und nicht ein Ort, sondern der Sprengel macht ein Bisthum aus — haben euch, dem bischöflichen Hirtenstabe von Konstanz anvertraute christlich-katholische Seelen, so wie selbst einen sehr ansehnlichen Theil derjenigen Mitchristen, die sich reformirt nennen, Jesu Christo geboren; und jetzt will man auf einmal die Gränzen verrücken, die die ältesten in Euerem Lande sind, die Euere eigene Väter gesetzet haben, und die nicht eine Nuntiatur, sondern ganz allein die höchsten geistlichen und weltlichen Machthaber erweitern oder einschränken können!

Wir predigen einen Gott des Friedens und der Eintracht. Wer diesen Gott nicht prediget, ist nicht aus Gott. Wer nicht von Gott berufen ist, wie Aaron, darf sich keiner Würde in der Kirche Gottes anmaßen, und ist nicht aus Gott. Wer Licht Finsterniß, und Finsterniß Licht nennt, ist nicht aus Gott. Wer nicht auf dem geraden Weg in den Schafstall geht, sondern anderswoher einbricht, ist nicht aus Gott. Wir warnen euch also, daß ihr euch Hirten nicht anvertrauet, die eure rechtmäßigen Hirten nicht sind.

Um den gottgefälligen Frieden in der Unserer Seelensorge anvertrauten Schweiz, so viel es von Uns abhängt, wieder herzustellen, bitten Wir allforderst die ewige Barmherzigkeit Gottes, daß sie diejenigen, welche den Samen des religiösen Unfriedens in die Schweiz ausgestreuet haben, zum Besten des guten Landes erleuchten und dahin bewegen wolle, friedestörende Anordnungen mit einem demüthigen Herzen wieder zurücknehmen, und zu ihrer eigenen Seelenruhe ein Beyspiel christlicher Sanftmuth geben wollen. Wir laden alle in unserm schweizerischen Bisthums-Antheile befindliche Priester, sekular und regular, ein, vom Tage an, als dieser unser Hirtenbrief Ihnen zur Notiz gekommen seyn wird, in der heiligen Messe, wenn es die Rubriken erlauben, die Kollekten Ecclesiae et pro Papa, soferne diese nicht sonst schon angeordnet sind, einlegen, und durch ein herzliches Memento die Segnungen des kirchlichen Friedens und der christlichen Eintracht erbitten wollen. Wir tragen außerdem allen Geistlichen, und insbesondere allen Predigern, Katecheten und Schullehrern auf, daß sie über den vorliegenden Zwist weder im öffentlichen, noch Privat-Unterricht Erwähnung thun, hingegen ängstliche Seelen, die etwa über die Gültigkeit der Absolution u. d. gl. zweifelhaft

seyn dürfen, in unserm Namen zu belehren, daß die rechtmäßige geistliche Oberbehörde Alles, was eine eingedrungene Stelle bisher angeordnet habe, wenn derley Anordnungen nicht aus einer andern Ursache unkanonisch gewesen seyn sollten, als in ihrem Namen gethan, öffentlich, wie hiemit geschieht, für rechtskräftig erklärt habe; welche Supplirung aber nur so lange daure, als die zur Nuntiatur hinüber getretene Geistliche von dieser unserer oberhirtlichen Weisung keine Kenntniß erlanget haben. Ist dieses geschehen, so muß alsogleich die alte Ordnung der Dinge wieder eingeführt werden. Dadurch kann der Friede nicht gestört werden. Sollte dieses aber gleichwol geschehen, so wird uns die ganze Schweiz das Zeugniß geben, daß nicht wir, sondern diejenigen, welche unter dem ersten Jänner d. J. mit dem unseligen Schreiben hervorgetreten sind, die Schuld aller Unordnungen auf sich haben. Unser Hochw. Bischof hat auf seine bischöflichen Rechte in der Schweiz noch nicht Verzicht gethan, wie aus den obigen Schreiben an das Domkapitel und geistliche Rathsstelle deutlich erhellet; oder wenn das auch geschehen seyn sollte, so war diese Verzichtleistung ohne Rechtskraft, weil sie ohne Wissen und Willen des Domkapitels geschehen ist. Diesen höchstwichtigen, alles geschehene annullirenden Umstand hätten die Kanonisten der Nuntiaturkanzley vor Augen haben sollen, so würde dieses ganze Wesen jene sanfte, ruhige, den Frieden der Kirche und des Staats durchaus nicht störende Wendung genommen haben, welche Se. päpstl. Heiligkeit in dem Breve vom 7ten Okt. v. J. zur Ehre Ihres frommen Herzens und der Gerechtigkeit so schön aussprachen, und welche die hohen Kantonenregierungen zur Zeit einzig und allein gewunschen haben.

Nach dieser ganz einfachen Darstellung der Sache werden sowol die Höchstpreisliche Tagsatzung, als die hohen Kantonenregierungen die Ueberzeugung mit uns theilen, daß es in den theuersten Pflichten des Domkapitels, in dessen hohen Namen der Unterzeichnete zu sprechen bevollmächtiget ist, des General-Vikariats und des Offizialats liege, ihre wohlerworbenen, seit mehr als tausend Jahren inngehabten Rechte zu reklamiren, gegen alle Eingriffe feyerlichst zu protestiren, das Nuntiaturschreiben vom 1. Jän. und alle demselben nachgeschickte Briefschaften und sogenannte Dekrete als nicht existirend zu erklären; die unrechtmäßig veranstalteten Anstellungen, Beeidigungen, Installationen, Admissionen, Immissionen, Dimissionen, kurz alle Ausübungen der

lichen Jurisdiktion, welche bisher zum bischöfl. Ordinariat zu Konstanz gehörten, jedoch unter obiger Einschränkung, zu annulliren, und sich gegen alle schon geschehene oder noch zu geschehenden Eingriffe kräftigst zu verwahren.

Um diesen unsern Protestationen, Reklamationen, und Annullirungen die weitere Rechtskraft zu geben, erklären wir hiemit vor der ganzen katholischen Kirche, daß wir bereits an Se. päpstl. Heiligkeit unter dem kanonischen Rechtstitel: a Papa male informato ad Papam melius informandum, appellirt haben, und gewärtigen so fort, daß man uns alle jene Rechtswohlthaten werde angedeihen lassen, welche die kanonischen Rechte der Appellation zuerkennen.

Zu dem Ende bitten Wir die hochpreisliche Tagsatzung und die hohen Kantonsregierungen ehrerbietigst und hochachtungsvoll, daß Höchst- und Hochdieselben aus landesherrlicher Macht und Gewalt den statum quo ante 1. Januarii d. J. herstellen, und die Ausübung der uns widerrechtlich entrissenen geistlichen Befugnisse wieder einräumen, und auf diese Art Alles beym Alten belassen und handhaben wollen, bis die einschlägigen geistlichen und weltlichen Oberbehörden auf dem Wege der Ordnung und des Rechts dasjenige definitiv werden abgeschlossen haben, was dieselben zum Seelenheil, auch guter Zucht und Ordnung als ersprieslich erkennen werden.

Wir legen diese unsere Erklärung in die Hände der höchstpreislichen Tagsatzung und der hohen Kantonsregierungen nieder, und bitten Höchst- und Hochdieselben, diese Erklärung, welche nichts anders, als den kirchlichen Frieden und die rechtmäßige Ordnung beabsichtiget, in höchsten und hohen Schutz zu nehmen, und unsern Antrag, die Herstellung des status quo ante 1. Januarii d. J. zu realisiren, damit sodann das große vorliegende Werk mit Würde, Ruhe und Ordnung vollendet werden möge.

Schließlich bitten und ermahnen Wir alle unsere Schweizerschen Bisthums-Angehörige, geistlichen und weltlichen Standes, daß sie sich nicht, wie der Apostel sagt, von jedem Winde, den Wellen gleich, fortstoßen und herumtreiben lassen, und die Gränzen nicht überschreiten, welche die Väter gesetzt haben: Nihil innovetur, nisi quod traditum est, sprach der heil. Papst Stephanus, und ein wichtiger Kirchenzwist hatte ein Ende. Eintracht

und Liebe beseele Einen wie den Andern, und Alle sollen mit Einem Sinne nur Eines wollen, damit nie Parteysucht oder Ringen nach nichtigem Ruhm Jemanden verleite.

Konstanz, den 31. Jänner 1815.

(L. S.) Dr. Anton Reininger,
als Bevollmächtigter des hohen Domkapitels, und Generalprovikar.

15.

Der neue apostolische Vikar dann erließ unterm 13. Febr. nachfolgende Bekanntmachung.

Franz = Bernard = Johann = Baptist Göldlin von Tieffenau,

Propst zu Beromünster, Seiner Päpstlichen Heiligkeit, Pius VII. in den vom Bisthum Konstanz getrennten hochlöbl. Schweizer = Kantonen Bevollmächtigter Apostolischer General = Vikar.

Da Wir sammt dem ehrvollen aufrichtigen Glückwunsch Sr. Eminenz des Herrn von Dalberg, Erzbischof zu Regensburg ꝛc., wegen der Stelle eines Vicarius Apostolicus die offizielle Mittheilung des folgenden Rescripts erhalten haben, so glauben Wir den Umständen zuträglich, selbes bekannt zu machen:

„Copia Rescripti Episcopalis ad Curiam Constantiensem.“
(*De Separatione Helveticae a Dioecesi Constantiensi.*)

„Der bischöflichen geistlichen Regierung in Konstanz wird hie„mit eröffnet: daß die Trennung der Schweizer = Kantone von „dem Bisthum Konstanz wirklich geschehen ist. Ein zweytes an „Uns erlassenes päpstl. Breve, vom 11. Jänner dieses fließenden „Jahres hat dieselbe bestätiget.

„Wir hoffen denen jetzt lebenden Mitgliedern Unsrer geistli„chen Regierung, Kanzley = Personen und Angehörigen, wegen „dem für sie entstehenden Verlust Entschädigung zu verschaffen, „und sehen in dieser Absicht pflichtmäßiger Berechnung dieses „Verlustes mit Verlangen entgegen.

„In dieser Lage sind von Unserm General = Vicarius Frey„herrn von Roll und Unsrer geistlichen Regierung, bey vorkom„menden Berichten, Anfragen, u. s. w., der Commissarien und Seel„sorger, und Schriften der Parteyen, nach Verhältnissen an„zuweisen: sich theils an die päpstliche Nuntiatur, theils an den

„apostolischen Hrn. Vicarius Göldlin von Tieffenau zu
„wenden.

„Die nunmehr dorthin gehörigen Akten sind auszuscheiden,
„und deren Auslieferung fleißig zu befördern. Auf diese Weise
„werden Anstände vermieden und Ordnung erhalten.

„Regensburg, den 6. Februar 1815.

„Karl, Bischof von Konstanz."

„Pro fide copiae manu propria factae subscribit Carolus Epis-
„copus Administrator Dioeceseos Constantiensis."

„*Carolus m. p.*, die eadem 6ta Febr. 1815."

Concordat de verbo ad verbum cum exemplari authentico in Cancellaria Nostra asservato.

Beronae, die 13. Februarii 1815.

F. B. Goeldlin a' Tieffenau,
Vicarius Apostolicus.

(L. S.)

16.

Danksagungsschreiben der Schweizerkantone an den heil. Vater. Luzern, 24. May 1815.

Heiligster Vater! Wir finden uns durch die allergnädigsten Entschließungen, welche Ew. päpstl. Heiligkeit auf Unsere an Allerhöchstdieselben gelangten dringenden Bitten vom 16. April vorigen Jahrs, um Abtrennung vom Bisthum Konstanz, dem Wir bisher einverleibt waren, und um eine neue Bisthums-Einrichtung unterm 7. darauf gefolgten Weinmonat gefasst haben, mit der hohen Ehre erfreut, Euer Heiligkeit nunmehr darüber die Gefühle des tiefsten Dankes und der unbegrenzten, kindlichen Ergebenheit darzubringen. Diese reinen Empfindungen, wenn sie auch von erst an einigen Zuwachses noch fähig gewesen wären, müssten nunmehr allerdings dadurch den höchsten Grad erreicht haben, daß Ew. Heiligkeit in ihrem väterlichen Wohlwollen geruheten, Ihrem Abgesandten bey der schweizerischen Eidgenossenschaft, Sr. Excellenz Hr. Fabritius Sceberras-Testaferrata, Erzbischof von Beryt, in dessen Tugenden und erhabenen Eigenschaften, so wie in dessen bekannter Zuneigung für die Schweiz die löbl. Stände schon lange den erlauchten Abgesandten des päpstl. Stuhles und zugleich den wahren Freund der Eidgenossenschaft verehren, die Vorbereitung und Beförderung dieses höchstwichtigen Geschäftes zu übertragen. Gleiche aufrichtige

Dankgefühle erregte in uns die von Ew. Heiligkeit für diese kirchliche Verwaltung in der Person Sr. Hochw. des Herrn Franz Bernard Göldlin von Tiefenau, Probst am lobwürdigen Collegeat-Stifte Beromünster, einem Manne von geprüfter Gottesfurcht, tiefer Salbung und großen Kenntnissen, getroffene Wahl zum apostolischen Vikar, mit der Anweisung, die ihm übertragenen geistlichen Angelegenheiten inner dem abgetrennten Bisthums-Antheile in den altbestandenen Verhältnissen getrenlich zu besorgen. Wenn Ew. glorreich regierende Heiligkeit hierdurch tiefe Beruhigung unter der Schweizer-Nation verbreitet; wenn Allerhöchstdieselben in ihr die vollkommene Zuversicht gestärkt haben, daß die besonderen Freyheiten und Rechte der Schweizer in kirchlichen Angelegenheiten ein für sie äußerst theures Andenken der Verdienste ihrer frommen und tapfern Väter um die Kirche und den Staat in dem neu zu begründenden Bisthume keine Aenderung leiden werden, so haben Ew. Heiligkeit bey den Schweizern zugleich auch ihre Begierde aufs Höchste entflammt, mit angestrengten Kräften dazu Hand zu bieten, und zu Allem mitzuwirken, was eine baldige Vollendung des zu begründenden neuen National-Bisthums noch erheischen dürfte. Es vertrauen die löbl. Stände, die, gleich ihren Voreltern, stets einen besondern Eifer für die Erhaltung der heil. Religion bezeugt, in dieser Angelegenheit, auf den allmächtigen Beystand Gottes, und sie versehen sich hierbey nicht minder auf die fortdauernde, wohlwollende Mitwirkung des heiligsten Vaters, Allerhöchst welchem sie schließlich in den Gefühlen gebührender Ehrfurcht und der hochachtungsvollsten Verehrung unverwandt zugethan bleiben. Se. Heiligkeit demüthigste und gehorsamste Söhne und Diener, die Schultheißen, Bürgermeister, Landammänner und Räthe der löbl. Stände Luzern, Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug, Glarus, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell, Innerrhoden, St. Gallen und Thurgau. In deren Namen der tägliche Rath der Stadt und Republik Luzern, — für denselben der Amtsschultheiß X. Keller. Der Staatsschreiber X. Mohr.

Die Regierungen der Kantone Zürich und Aargau hatten ihre Zustimmung für diese Antwort verweigert und kommen darum bey den Unterschriften nicht zum Vorschein. Die vorstehende deutsche Urschrift ward in nachfolgender lateinischer Uebersetzung ausgefertigt:

Lucernae 24. Maii 1815.

Sanctissime Pater!

Nihil nobis est solemnius, quam ut immensae ac devotissimae pietatis nostrae sensa sanctitati Vestrae gratissimi expromamus, quae de Nostra a Dioecesi Constantiensi separatione ad diem decimam sextam Aprilis, novaque Episcopatus Constitutione ad diem septimam Octobris anni praecedentis humillimis precibus Nostris benignissime favore annuere dignata fuerit.

Quod, si fieri posset ut nostra pietatis sensa ardentius inflammata fuissent, vel ideo esset, quod sanctitas vestra pro sua patris benevolentia voluerit, ut summum istud negotium, et praeparandum et promovendum Excellentissimo Domino Fabritio Scéberras Testaferrata, Archiepiscopo Beryti, ad Helvetios Nuntio Apostolico commiserit, quem pro suis eminentibus virtutibus suaque notissima in Helvetiam benivolentia, Magistratus Helvetici et illustrissimum sedis apostolicae nuntium suspiciunt et gentis Nostrae amorem venerantur.

Nec minus accensa est nostra grati animi pietas, quod sanctitas Vestra deinde in hoc ecclesiasticae administrationis negotio Reverendissimum Dominum Franciscum Bernardum Goeldlin a Tieffenau, Praepositum Beronensem, virum religionis zelo et scientia ornatissimum in Vicarium apostolicum nominaverit eidemque demandaverit res ecclesiasticas in separatis a Dioecesi Constantiensi Helvetiae pagis in prioribus relationibus fideliter procurandas.

Serenatis ita Helvetiorum mentibus sanctitas Vestra gloriosissime regnans omnem fiduciam confirmavit, fore ut propriae Helvetiorum libertates et jura in rebus ecclesiasticis, res nobis pretiosa, a piis fortibusque Patribus Nostris, qui in Ecclesiam et Rempublicam tantopere meruerunt, acquisita, in fundanda nova sede episcopali non immutentur.

Quo factum est, ut sanctitas Vestra Helvetiorum animos tam vehementissime accenderit, ut omnes vires suas conjungant, quo sedes episcopalis gentis Nostrae brevi tempore penitus fundetur.

Qui, more Majorum suorum, pro conservanda sancta Religione catholica plenum ardorem professi sunt, uti in hoc negotio omnem suam in ope divina fiduciam reponunt Magistratus Helvetici, ita plane confidunt in continua ac benevola sanc-

titatis Vestrae opera, atque, omni qua par est pietate et submississimae devotionis sensu persistunt

Sanctitatis Vestrae

humillimi ac obedientissimi Filii et Servi,

Praetores, Consules, Landammanni et Senatores illustrium Pagorum Lucernensis, Uraniensis, Suitensis, Subsilvani, Tugiensis, Glaronensis, Solodorani, Scafusiani, Abbatiscellensis, I. R., St. Gallensis, Thurgoviensis.

In quorum Nomine Senatus interior Urbis et Reipublicae Lucernensis — pro quo Praetor X. *Keller* Archigrammathaeus X. *Mohr*.

17.

Kreisschreiben von Schultheiß und täglichem Rath der Stadt und Republik Luzern, an die Regierungen der vom Bisthum Konstanz getrennten Kantone, d. d. Luzern 17. Febr. 1815.

Getreue, liebe Bunds- und Eidsgenossen!

Wir zweifeln keineswegs, es werde auch an Euch, gleich uns, von dem Hochwürdigsten Domkapitel der Kathedralkirche zu Konstanz und der bischöflichen geistlichen Rathsstelle daselbst Mittheilung von einem gedruckten Verwahrungsact gegen die erfolgte Abtrennung der Schweizerischen Kantone vom Bisthum Konstanz geschehen seyn, welcher Namens desselben von dem in geistlichen Sachen allda verordneten bischöflichen Provicariat unterm 31. Jänner letzthin erlassen wurde, und um dessen Verbreitung, unter zugestandener landesherrlicher Bewilligung, gleichzeitig angesucht wird.

In dieser Voraussetzung lassen Wir es daher auch dabey bewenden, Euch nunmehr blos diejenige Rückäußerung freundvertraulich mitzutheilen, welche wir hierüber der einlangenden Stelle ertheilt haben.

Bey diesem Anlasse können Wir zugleich nicht umhin, Euch u. G. L. E. u. Bundsgenossen, auch von denjenigen Verhältnissen Kenntniß zu geben, in welchen sich der aufgestellte apostolische Vicar, vermöge päpstlicher Anordnungen und Instruktionen befindet, die uns im Verlaufe der obwaltenden Diöcesan-Angelegenheiten näher bekannt geworden sind und ganz einfach sich dahin beschränken: „daß ihm (dem Vicarius Apostolicus) lediglich die geistlichen Angelegenheiten der Bisthums-Antheile in den altbestandenen Verhältnissen getreulich zu besorgen obliege.“

Gleichzeitig mit dem Verwahrungsact des hohen Domstiftes Konstanz erhielten wir hingegen von Sr. Hochwürden dem ernannten apostolischen Vicar Mittheilung von einem Schreiben Sr. Eminenz des Herrn Karl Theodor von Dalberg, Erzbischof von Regensburg und Bischof von Konstanz, d. d. 6. Hornung, wodurch derselbe auch von seiner Seite jeden fernern Einspruch gegen die bereits in Vollziehung gesetzte Abtrennung der Schweiz vom Bisthum Konstanz aufhebt.

Da dieser Act des Bischofs von Konstanz vielen Verflechtungen vorbeugt, welche beym früheren Zustande der Dinge für die Bisthums-Angelegenheiten der Schweiz in so mancher Beziehung allerdings zu besorgen standen, und sich daraus zu unserer tiefen Beruhigung hoffen läßt, daß im weiteren Verlaufe der Geschäfte die Gewissensruhe nicht ferner werde gefährdet werden, als woran uns so Vieles gelegen ist, so konnten wir auch nicht anders, als Euch gegenwärtig gleichfalls von diesem neuen beruhigenden Ereigniß unverweilt Kenntniß zu geben, das Euch übrigens von Seite Sr. Hochwürden des Hrn. apostolischen Vicarius bekannt gemacht werden wird, die Wir Euch schließlich nebst uns dem Machtschutze des Allerhöchsten wiederholt getreulichst empfehlen. (Unterz.) Der Amtsschultheiß X. Keller. Der Staatsschreiber X. Mohr.

Beylage.

Schultheiß und täglicher Rath der Stadt und Republik Luzern an das Domkapitel der Bischöflichen Kathedral-Kirche zu Konstanz und die Bischöfliche geistliche Rathsstelle daselbst. Luzern, 17. Hornung 1815.

Hochwürdige, Hoch- und Wohledelgeborne
Hoch und Wohlgelehrte Herren!

Durch Zuschrift vom 8. fließenden Monats, durch gestrige Post in hier eingetroffen, erhalten wir ein, aus Vollmacht und mit Genehmigung vom 23. letztverflossenen Jänners, von dem dortigen hochwürdigen Hrn. General Provicar Hrn. Doctor Anton Reininger unterm 31. gleichen Monats erlassenes Kreisschreiben, worin Namens des Hochwürdigsten Domkapitels der Kathedralkirche zu Konstanz und der bischöflichen geistlichen Rathsstelle daselbst gegen die so plötzlich erfolgte Losreißung der Kantone der Schweiz vom Bisthum Konstanz und die gleichzeitige

Aufstellung eines apostolischen Vicars für diese abgetrennten Bisthumstheile förmlich und öffentlich Verwahrung eingelegt wird.

Diese Mittheilung wurde zugleich mit dem Ansuchen begleitet, dem besagten, bereits gedruckten Kreisschreiben, um dessen ungesäumte Verbreitung nicht länger zurückzuhalten, unser Placitum regium ertheilen zu wollen.

Da die Errichtung eines National-Bisthums für die Schweizer und mittelbar die Abtrennung der Schweizer Kantone vom Bisthum Konstanz, dessen Sprengel sie einverleibt waren, durch die Zeitbegebenheiten und nachgefolgten Ereignisse herbeygeführt, gleich von erst an als eine gemeinsame Angelegenheit der Diocesankantone angesehen, und auch als solche behandelt wurde, und da aber die hierauf beym heil. Vater Papst Pius VII. mit Vorwissen und Zustimmung des Hochwürdigsten Bischofs nachgesuchte Abtrennung vom Bisthum Konstanz unterm 7. Weinmonat 1814 die päpstliche Bewilligung erfolgt ist, so wurde das, was nunmehr weiter in der Sache zu thun seyn würde, auch auf den gleichen gemeinschaftlichen Geschäftspfad zurückgeleitet, wobey wir einzig aus tiefer Landesväterlicher Besorgniß für die Gewissensruhe unserer Angehörigen und für die ungeschwächte Erhaltung der kindlichen Verehrung und Hochachtung für die heilige Religion, die Gegenwart in's Auge fassend, unterm 23. Januar letzthin dazu vermocht wurden, — ohne zwar andurch im mindesten den künftigen gemeinsamen Entschließungen der sämmtlichen betreffenden löbl. Stände vorgreifen zu wollen und selbst unsere gerechte Empfindlichkeit über die mit Beyseitsetzung der Landesherren geschehene in Vollziehung-Bringung der bewilligten Abtrennung, dem Frieden der Kirche zum Opfer bringend, — mittlerweilen die höhere, kirchliche Zwischenverwaltung in unserm Kanton dem ernannten apostolischen Hrn. Vicar in der Eigenschaft als Stellvertreter des früherhin bestandenen Bischofs zu übertragen.

Auf diese Voröffnungen hin können Sie auch, Hochw. Hochwohlgelehrte Herren, leicht selbst ermessen, daß es Uns nicht wohl zustehen könne, durch von Unserer Seite bewilligte Verbreitung und Bekanntmachung des an Uns einbegleiteten Kreisschreibens, welches nebenbey die von Uns beabsichtigte, so höchst nöthige Gewissensruhe nur noch mehr verkümmern würde, nebenhin auch nur zum Theil demjenigen vorzugreifen, was die sich nächstens in katholischer Conferenz versammelnden löbl. Stände in Sachen der effectuirten Abtrennung der Schweiz vom Bisthum Konstanz ge-

meinsam zu beschließen geruhen werden, die Wir Sie anbey schließlich bitten, die Gefühle der tiefen Verehrung und vollkommenen Hochachtung genehmigen zu wollen, mit welchen wir einem Hochwürdigsten Domkapitel der Kathedral-Kirche von Konstanz stets zugethan waren. (Folgen die Unterschriften.)

18.

Schreiben Sr. K. H. des Fürst-Bischofs von Konstanz, vormals Großherzog von Frankfurt, an Herrn Göldlin von Tiefenau, Probsten von Beromünster, d. d. Regensburg, den 1. März 1815.

Hochwürdiger, hochgeehrtester Herr!

Christliche Liebe, wohlmeinende Beförderung der so heilsamen Vereinigung der Gemüther in Religions-Gegenständen und herzliche Ergebenheit an die tapfere, biedere, edelgesinnte Schweizer-Nation sind, waren seit mehreren Jahren, werden immer die Triebfedern meiner Handlungen seyn, in jedem, in mehreren, in allen damit in Verbindung stehenden Gegenständen.

Am Ende des Jahrs 1813 und im Laufe des Jahrs 1814 eröffnete mir die hohe Tagsatzung den Wunsch: daß die in der Schweiz vorkommende, bisher in Konstanz verhandelte geistliche Geschäfte, künftig im Innern der eidgenössischen Lande verhandelt werden mögen. Dieses setzte voraus die Trennung derjenigen Kantone von dem Bisthum Konstanz, welche seit mehr als tausend Jahren dahin gehörten. Der Gedanke einer solchen Trennung war für mich als Bischof von Konstanz schmerzlich; indem von jeher der Schweizer-Antheil des Konstanzer Kirchsprengels wegen frommer Gesinnung der Völker und christlichen Tugenden der Geistlichkeit sich auszeichnete. Unterdessen hatten die Wünsche der Tagsatzung wichtige Gründe für sich, durch neu eingetretene Verhältnisse und unwiderstehliche Veränderungen in den jetzigen und künftigen Verhältnissen des Bisthums Konstanz.

Bekanntlich hängt die Einrichtung eines neuen Bisthums von Päpstlicher Heiligkeit ab. Einstweilen und bis dahin schien mir ein zweckmäßiges Mittel darin zu bestehen, daß ich nebst dem Konstanzer General-Vicarius ein besonderes Vicariat für den Schweizer-Antheil des Bisthums Konstanz errichtete; so wie ich dann im Erzbisthum Regensburg zweyen Vicariaten vorstehe, einem in Aschaffenburg, einem in Regensburg.

Meine Auswahl als Generalvicarius in der Schweiz fiel auf

den Hrn. Göldlin von Tiefenau, in welchem ich reine christliche Tugend, gründliche Gelehrsamkeit, bewährte Schweizerische Vaterlandsliebe achtungsvoll erkenne. Ich ertheilte hierüber Ew. Hochwürden, Hochwohlgeboren meine Versicherung schriftlich, welche Hochdieselben mit der Ihnen eignen edeln Bescheidenheit annahmen.

Unvorgesehene Hindernisse wurden von andern erregt durch Vermuthungen wegen Herstellung zerrütteter deutscher Kirchenverfassung. Mein Vorsatz jedoch und mein gegebnes Wort schwankten niemals; das Erklären des Konstanzer Provicarius Reininger in Vollmachts Namen des Konstanzer Domkapitels geschah später ohne mein Vorwissen und gegen meinen Willen. Ein Schritt dieses sonst verdienten Mannes, der nicht anders, als durch gränzenlosen Eifer für Erhaltung der Diöcesanrechte des Hochstifts Konstanz einigermaßen erklärt werden kann.

Als ich vernahm, daß Ew. Hochwürden durch Bestimmung Päpstlicher Heiligkeit und Anerkenntniß mehrerer Urkantone, mithin unter Zusammenwirken beyder höchsten geistlichen und weltlichen Mächte, Ihr Amt als Vicarius Apostolicus angetreten haben, so wünscht' ich Ihnen Glück dazu. Unterdessen vernahm ich, daß andere hohe Kantone diese provisorische Einrichtungen noch nicht anerkannten, und dem Bisthum Konstanz ihre treue Anhänglichkeit aussetzten. Mit innigster Rührung danke ich für diese Gesinnung. Zur Beruhigung der Gewissen der Völker und der Geistlichkeit werde ich in jeder Veranlassung erklären, daß, bis zu bevorstehender gänzlicher Uebereinkunft mit ausdrücklichem Vorbehalt aller hohen und höchsten Gerechtsamen eines Jeden, der Hr. Probst Göldlin von Tiefenau zugleich auch mein Bischöflich-Konstanzischer General-Vicarius in der Schweiz ist und bleibt.

Gebe der Allmächtige Lieb' und Eintracht in sämmtlichen helvetischen Landen, deren Verfassung in gegenwärtigen Zeiten so wunderbar erhalten worden! Worüber alle darinn wohnende Christen dem Allerhöchsten zu danken Ursache haben. Gottesverehrung und Sittlichkeit sind und waren vom ersten Ursprung an feste Stützen der helvetischen Verfassung. Durch diesen Geist der Vereinigung wird Errichtung des neu zu begründenden Bisthums bald möglich werden! Die erhabene, christkatholische, so bewährte Standhaftigkeit des heiligen Vaters gibt hiezu die beste Hoffnung. Unerschütterliche Rechtschaffenheit und treue Vaterlands-

Ankunft des geliebten Kronprinzen von Württemberg und Seiner hochverehrten Gemahlinn KK. HH. — Bonaparte's Unterredung mit einer polnischen Gräfinn, oder wahre Ursache von de Pradt's Ungnade. Von Dg. — Die Versuchung. Von De la Motte Fouqué. — L. A. von Bougainville. — Zusatz zu dem Gedicht: Die Heirath des Todes, in Nro. 86 des Morgenblatts. Von Weisser. — Prolog zum „Wirrwarr" von Kotzebue. Von v. Wildungen. — Die Stimme des Gewissens. Von F. A. Krummacher. — Bruchstücke aus Sängers Reise. — Die Deutschen von 1760. Von Uz. Die Deutschen 1814. Von Th. v. C. — Persische Fabel. Von Cz. — Pastor Tädius. Von Hg. — Kleine Gedichte. An einen Sachwalter. Nach dem Martial. Von Weisser. — Der Apfel. Von Ebd. — Ueber Dampfböte, Dampfschiffe u. Dampfmaschinen überhaupt. Von Poppe. — Ode. Zum Andenken der verewigten Königinn Louise. Von Vischer. — Der Bramine und der Schmetterling, oder die Seelenwanderung. Von Arleder. — Sokrates. — Zwey Gedichte von de la Motte Fouqué. 1. Lebens Herbstlied. 2. Der Ungeliebte. — Des Churfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen Traum. — Ueber die neue Ausgabe der Goethe'schen Werke. — Die Geheimnisse, Fragment von Goethe. — Das Lied von den schönsten Frauen. Von v. Lehr. — Selbstaufopferung. Von Hg. — Allmählige Veränderungen in den großen Sternenheeren. Sind auch diese Weltenheere vergänglich? Von H. W. Brandes, Professor in Breslau. — An Guido. Von Hg. — Ritter Sancho. Portugiesische Rittergeschichte. — Ferner Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Dresden, Gotha, Kassel, Koblenz, Königsberg, Koppenhagen, Leipzig, London, München, Paris, Pesth, aus der Schweiz, Palindrom, Homonyme, Charaden, Logogriphen und Räthsel, nebst deren Auflösung.

Unterzeichnete Buchhandlung kann jetzt nach Beseitigung mehrerer Schwierigkeiten anzeigen, daß von der

Geschichte der Religion Jesu Christi,
von
Fried. Leopold, Graf zu Stolberg,
(deren zwölfter Theil unter der Presse ist,)

eine neue Ausgabe im südlichen Deutschland gedruckt wird, mit Bewilligung und unter Autorität des Herrn Verfassers.

Diese Ausgabe soll in Lieferungen von fünf Bänden erscheinen, deren erste noch in diesem Jahre, die beyden folgenden, oder 6r bis 15r Band, im Laufe des Jahres 1817.

Der Preis wird so niedrig gemacht werden, als man gewohnt ist im südlichen Deutschland von religiösen Büchern, um daß auch dem Unbemittelten nicht schwer werde, sich dies Werk anzuschaffen.

Die Verlagshandlung wird ferner Sorge tragen, daß den Buchhändlern und Bücher-Verkäufern im katholischen Deutschland und der Schweiz, die nicht mit dem allgemeinen deutschen Buchhandel in Verbindung stehen, Gelegenheit gegeben werde, auf ihre Art und zu ihrem Vortheil mit diesem Werke zu handeln und es zu verbreiten.

Weitere Auskunft über diese Ausgabe soll in wenig Wochen gegeben werden.

Subscription oder Pränumeration, um sich Vortheile zu erwerben, bedarf es nicht, diese sollen ohnedem gewährt werden.

Hamburg, im May 1816.

Perthes und Besser.

Für meine Person sehe ich mich genöthigt, dieser Anzeige noch einige Worte beyzufügen, in Betreff der Ankündigung einer neuen Ausgabe der Geschichte der Religion Jesu Christi, die von Solothurn aus, durch die Herren Schweller und Comp. gemacht worden ist.

Ohne aburtheilen zu wollen, ob diese projectirte Ausgabe aus Gewinnsucht herrührend, als ein Nachdruck zu betrachten sey, vielmehr angenommen, daß sie aus einem Eifer, Religion und Wahrheit dadurch zu verbreiten, entspringe, so wäre es doch wohl rechtlich, billig und gut gewesen, wenn die Herren Schweller und Comp. über ihr Vorhaben ein Wort an den Herrn Verfasser oder die Verleger geschrieben hätten.

Ohne die Anzeige bis jetzt selbst gesehen zu haben, habe ich doch in sichre Erfahrung gebracht, daß darin über den Verleger, der sich durch das Stolberg'sche Werk, wofür er kein Honorar gebe, bereichere, und durch den hohen Preis der Verbreitung desselben im Wege stehe, hart geurtheilt wird.

Wenn die Herren Schweller und Comp. die Verhältnisse und Person des Verlegers gekannt hätten, würden sie sich ohne Zweifel solche Aeußerungen, die keineswegs geziemend sind, nicht erlaubt haben.

Ein Werk von so großem Umfange im Jahr 1806, wo das erste Unglück Deutschlands begann, zu unternehmen, in einer Zeit, wo Noth noch nicht hatte beten lehren (siehe die Beurtheilung dieses Werks, in jenen Jahren in kritischen Blättern) erforderte ein inneres Zutrauen: — durch den Gang des Schicksals wurde dies gerechtfertigt! — der Verleger setzte die 5 ersten Bände für geraume Zeit auf ganz niedrigen Preis herunter, obwohl verhältnißmäßig derselbe schon sehr billig ist (man vergleiche J. M. Sailers und J. G. Müllers Schriften) und legte auf eine neue Ausgabe an.

Da traten die Jahre 1813 und 1814 ein, die mich in die Geschichte des Vaterlandes verwickelten; meine Handlung und Vermögen wurden konfiscirt, und jede Unternehmung musste unterbleiben; seit dieser noch nicht langen Zeit ist diese wohlfeile Ausgabe der Religions-Geschichte mein unausgesetztes Bemühen gewesen, wenn aber das Unternehmen seinen Zweck erreichen sollte, musste es mit Vorsicht und Umsicht veranstaltet werden.

Dies alles nur, weil mir an meinen guten Namen auch als Buchhändler gelegen ist.

Das Zeugniß des Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, und das meiner Freunde in der Schweiz, mag die Wahrheit des Gesagten bestätigen. Hamburg, den 17. May 1816.

Friedrich Pertes.

So einleuchtend auch die obige Darstellung der angeregten Verhältnisse ist, und so wenig die Aussage eines Mannes allgemein anerkannter Rechtschaffenheit eines Zeugnisses bedarf, gebe ich es doch, von ihm, meinem hochgeschätzten Freunde, aufgefordert, obgleich es mir überflüssig scheint. In Meklenburg, auf der Reise, den 21. Mai 1816. Fr. L. Graf zu Stolberg.

